This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AH 5WSD J

Harvard Depository
Brittle Book

Meine Erlebnisse

und

Beobachtungen als Dorfpastor.

(1883–1893.)

Eine Sandreichung

für

Kandidaten und junge Geistliche

von

Paul Berade.

Magdeburg.

[illegible]

[illegible]

943
Luth. 85
G 354
G354me
1895

Digitized by Google

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Meine

Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor.

(1883—1893.)

Eine Handreichung

für

Kandidaten und junge Geistliche

von

Paul Genade.

Magdeburg.
Verlag von Albert Rathke.
1895.

Digitized by Google

Digitized by Google

943
Lu Kh.85
G354
G354me
1895

Meinem lieben Bruder

in

herzlicher Dankbarkeit

gewidmet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Was die nachfolgenden Bogen bieten und für wen sie bestimmt sind, besagt der Titel. Es sind meine Erlebnisse und meine Beobachtungen; aber ich möchte glauben, daß sie von denen anderer Amtsbrüder nicht zu sehr abweichen. Dringend zu wünschen wäre, daß auch sie ihre Erlebnisse und Beobachtungen veröffentlichten, um so einerseits immer mehr Material zur Kenntnis des Volkslebens zu gewinnen, und andererseits den Brüdern, die erst in das Amt eintreten, immer besser dienen zu können. Die Litteratur auf vorliegendem Gebiete ist noch nicht zu zahlreich. Außer Büchsel's klassischem Werk und einigen andern, z. B. „Zur Bäuerlichen Glaubens- und Sitten-Lehre", kommen nicht viele in Betracht.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Kapitel:

Einführung und erste Besuche. Dorf- und Stadtpastor.

Zweites Kapitel:

Gottesdienst. Religion des Bauern. Sein Gottesbegriff. Aberglaube. Sittlichkeit. Böse und gute Charakter-Eigenschaften. Predigtverständnis.

Drittes Kapitel:

Schulaufseher. Bedeutung der Volksschule. Lehrer und Geistliche.

Viertes Kapitel.

Seelsorge: an Kindern (Kleinkinderschule; Konfirmanden-Unterricht); an der erwachsenen Jugend.

Fünftes Kapitel.

Seelsorge: an Eheleuten, Kranken und Sterbenden.

Sechstes Kapitel:

Der Geistliche: Lebenshaltung; Einkommen (Pfründensystem); Einfluß auf das Volksleben; der Geistliche und die Gemeinde. Der Geistliche als Verwaltungsbeamter. Synodalordnung und Gemeinde-Kirchenrat.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Das Königliche Konsistorium hatte die Privatpatronatstelle zu M. jure devolutionis zu besetzen und mich für dieselbe designiert, nachdem ich der Behörde bereits ein Vierteljahr lang als Provinzial-Vikar Dienste gethan. Damals, d. h. im Anfange der achtziger Jahre, war für stellenhungrige Kandidaten noch gute Zeit: viel Stellen und wenig Kandidaten. Die meisten hatten wohl schon vor bestandenem zweiten Examen eine Pfründe in der Tasche; wenigstens fiel es mir auf, daß auf die Frage des Generalsuperintendenten, die er am Schluß der Prüfung an uns richtete, wer sich denn dem Konsistorium zur Verfügung stelle, außer mir Niemand sich meldete. „Sind denn die Herren schon alle besetzt?“ fragte nicht ohne Ironie Hochwürden. Und siehe da! der eine hatte vom Baron Soundso, der Andere von der Gemeinde zu X., ein Dritter vom gewalthabenden Schulzen in Y. die Zusicherung auf eine ziemlich hoch dotierte Stelle bereits erhalten. „Na, sagen Sie mal, mein Lieber, wie kommt denn das, daß Sie noch keine Stelle haben?“, fragte mich halb mitleidig Herr A., als wir den Prüfungssaal hinter uns hatten. „Haben Sie denn gar keine Konnektion und Protektion? Sie scheinen ja gar nicht zu wissen, wie man das macht?“ In der That, ich wußte es nicht.

Digitized by Google

Ich hatte des Glaubens gelebt, wenn erst das Examen bestanden, werde ja die Behörde das weitere schon besorgen.

Und so war es denn auch. Wie gesagt, ich wurde Provinzial-Vikar mit jährlich 1800 ℳ Gehalt neben freier Wohnung und freiem Licht; und nach drei Monaten bekam ich die Pfarrstelle zu M., deren Einkommen sich für mich auf 1740 ℳ und 35 ₰ belief. Zu dieser respektablen Summe kamen, nachdem ich darum petitioniert hatte, schließlich noch 133 ℳ und 8 ₰ als Vergütung für Filialfuhrenunkosten.

Der Herr Superintendent hatte verfügt, daß er mich am zweiten Osterfeiertage einführen wolle. Deshalb traf ich den Mittwoch vorher mit meiner Frau in M. ein. Nie werde ich den Einzug vergessen. Es war bitter kalt an dem Tage. Die Gemeinde hatte einen reich bekränzten Wagen an die zwei Stunden entfernte Bahnstation geschickt, uns abzuholen. Während wir langsam bergan fuhren, froren wir entsetzlich. Oben angelangt bat ich den Rosselenker, doch etwas schneller zu fahren, was er aber mit bedeutendem Augenzwinkern und heimlich lächelnd ablehnte, obwohl ich mir wiederholt Mühe gab, sein hartes Herz zu erweichen. „Ich darf nicht schneller fahren", war seine eintönige Antwort auf meine Bitten. Endlich, nachdem wir schon durch drei Dörfer gefahren waren, sagte er: „Nun sind wir gleich da." Und wirklich! Bei der nächsten Biegung des Weges lag das Dorf M. vor uns. Tannengrün war zu sehen, aber von den Bewohnern nicht ein einziger. Da gehts wieder um eine Ecke der

Digitized by Google

Straße — der einzigen des Dorfes — und nun sind auch Leute da, und jetzt gehen die Glocken. Gesang? Wirklich! „Nun danket alle Gott!“ singt Alt und Jung. Der Wagen hält. Ein junger, hochgewachsener Mann tritt vor. „Hochgeehrter Herr Pastor! Im Namen der Gemeinde M. und der beiden Filiale heiße ich Sie und Ihre liebe Frau herzlich willkommen. Gott segne . . . hier kämpfte er mit den Thränen, die sich in seine Augen drängten . . . „wir haben anderthalb Jahre auf einen neuen Seelsorger gewartet“ . . . Weiter kam der gute Mann vor Rührung nicht. Ich erwiderte einige Worte des Dankes, immer noch im Wagen stehend, und half so dem Redner aus der Verlegenheit. Wir stiegen aus, und nun drängten Alle sich heran, uns die Hände zu schütteln und dabei allmählich in das festlich geschmückte Pfarrhaus zu geleiten, wo große Mengen von allerlei Eßwaren uns in die Augen fielen und ein Kaffee die kalten Glieder erwärmte, nachdem das Herz unter dem überwältigenden Eindrucke herzlich-christlicher Begrüßung längst warm geworden war.

Drei Jahre später wurde ich in mein zweites Pfarramt eingeführt in O. Andere Länder, andere Sitten möchte ich im Hinblick auf die Art und Weise, wie ich hier eingeholt wurde, sagen; obwohl beide Dörfer nur 5 oder 6 Stunden von einander entfernt sind. Wieder bekränzter Wagen, der uns von der Bahn abholte, wieder Glockenläuten — aber kein feierlicher, zu Herzen gehender Choralgesang, sondern das laute Gedröhn der Böller-

Digitized by Google

schüsse mit Aufzug des Kriegervereins. Mancherlei Reden zur Begrüßung — aber keine so ernst und herzlich wie die in M., dafür ein lautes Treiben in der Schenke. Das Beste aber: Als ich in das Pfarrhaus trat, saß ein wohllöblicher Gemeindekirchenrat samt dem Lehrer bereits am Tische und — spielte Skat; ein Einführungsskat „zur Feier des Tages", wie einer von ihnen nicht ohne Selbstzufriedenheit hinzufügte. „Ja, Herr Pastor, über so ein Spielchen geht nichts an solchem Tage", sagte ein anderer. „Und wissen Sie, bei Ihren Herren Vorgängern, die ich mit eingeführt habe, war das auch schon so". Doch standen Alle sofort auf und gingen fort, als sie merkten, wie wenig Freude mir ihr Thun und Treiben bereite.

Ich muß gestehen, an die Tage der Einführung denke ich nicht ohne Bitterkeit zurück. Es ist, ich muß es so bezeichnen, zu viel Geschäftliches dabei. Kaum ist der Gottesdienst vorbei, in welchem der Ephorus mit herzandringendem Wort den jungen Amtsbruder ermahnt hat, treu seines Amtes zu warten und die Seelen der ihm von nun an befohlenen Gemeinde zu pflegen als vor Gottes Angesicht; kaum hat der Neopfarrer das auch gelobt, er wolle das mit Gottes Hilfe seine Hauptaufgabe sein lassen, so schließen sich unmittelbar an diese „Reden im höheren Chor" im Pfarrhause, oder wenn Pastor's noch nicht genügend eingerichtet sind, in der Schenke, die alleräußerlichsten und elendesten Verhandlungen an: Übergabe und Übernahme von Gebäuden, totem und

Digitized by Google

lebendem Inventar, Superinventar, Dünger und Halbdünger, der im verpachteten Pfarracker steckt oder stecken soll und dergl. Wenn irgend etwas geeignet ist, den eben erst in das Amt tretenden Geistlichen aus allen Himmeln der Begeisterung und guter Vorsätze zu reißen, so sind es diese Verhandlungen am Einführungstage mit ihren unerquicklichen Protokollen. Ich weiß wohl: Umgehen lassen sich diese Schreibereien nicht um der Ordnung willen — aber müssen sie durchaus am Einführungstage stattfinden? Können sie nicht acht oder vierzehn Tage später stattfinden, wenn sich der Geistliche bereits eine ungefähre Übersicht über dieses jus circa sacra verschafft hat? Dann brauchte er nicht zu so manchem Punkte in den Verhandlungen seine Zustimmung zu geben, ohne deren Tragweite genau im Moment übersehen zu können, und mancher Verdruß bliebe ihm später erspart. Und andererseits: Wäre es der Bedeutung des Einführungs-Tages nicht würdiger, wenn statt dieser Verhandlungen eine Versammlung der Gemeinde unter Leitung des Superintendenten gehalten würde? Man redet in unserer Zeit soviel von christlichen Volksfesten und ihrer Belebung und Einführung: wir meinen, der Tag, an welchem eine Gemeinde einen neuen Geistlichen erhält, bietet sich von selbst zur Veranstaltung solches Festes dar, und unsere Ephoren, die sonst nur bei Schulrevisionen und Kirchenvisitationen ins Dorf kommen, d. h. in die Schule, ins Pfarrhaus und die Kirche, müßten die Gelegenheit dieses Tages mit Freuden ergreifen, auch mal mitten unter die

Digitized by Google

Gemeinde zu kommen. Ihr Ansehen und somit indirekt das der offiziellen Kirche würde dabei nur gewinnen, auch wenn das Konsistorium die üblichen „Verhandlungen“ acht oder vierzehn Tage später bekäme. Es sei ferne, hier von irgend einer Person reden zu wollen. Handelt sichs doch vielmehr um ein Verwaltungssystem. Aber vom ersten Tage meines Amtes an bis heute hat sich mir die Thatsache immer wieder aufgedrängt: Zuviel Verwaltung in der evangelischen Kirche und zu wenig persönliche Berührung. Mancher Superintendent seufzt unter der Last seiner Journalnummern, die oft ins vierte Tausend hineinreichen: aber welche Stellung nehmen die Ephoren zu den Gemeinden ihrer Diözese ein? Wer kennt sie außer dem Pfarrer und Gemeindekirchenrat auf dem Dorfe? Einer von ihnen nannte sich sehr bezeichnend denn auch nur den „Briefträger des Konsistoriums“. Und nun vollends die andern kirchlichen Behörden? Wer außer den Genannten kennt sie auf dem Dorfe? Wer weiß etwas von ihrer Existenz? Es müßte denn sein, daß zufällig mal Streit ausbricht z. B. über die Leistung der Hand- und Spanndienste oder über persönliche Zulage an den Pfarrer oder Küster u. s. w. Ja, dann erfährts die Gemeinde, daß es noch Behörden giebt, welche auf Grund der vorhandenen Gesetze darüber wachen, daß alles ordentlich und ehrlich zugeht in der Kirche. Doch man muß anerkennen: Die Kirchenbehörden sind ja vor allem nun einmal Verwaltungsbehörden.

Digitized by Google

Dasjenige Mitglied aus ihrer Mitte, welches mit Verwaltungssachen nicht behelligt werden sollte, ist der Generalsuperintendent. Nr. 2 der Instruktion v. 14. Mai 1829 besagt ausdrücklich: „Ihre Bestimmung im allgemeinen ist, sich eine genaue, auf eigene Anschauung gegründete, und aus Erfahrungen an Ort und Stelle gesammelte Kenntnis von der Beschaffenheit des evangelischen Kirchenwesens in ihrem Bezirke zu verschaffen, vornämlich auf dem Wege des persönlichen Verkehrs . . . .“ In vortrefflicher Weise wird auch hier, wie man sieht, die persönliche Berührung hervorgehoben — aber wo bleibt sie in Wirklichkeit? Selbst derjenige Geistliche, der nicht zufällig mal einer ephoralen Einführung beizuwohnen die Ehre hat, kann in hohem Alter sterben, ohne seinen Generalsuperintendenten nur jemals gesehen zu haben. Vollends nun unsere Dorfbewohner! Von Tausend weiß kaum Einer, was ein Generalsuperintendent zu bedeuten hat, geschweige, daß er ihn je zu Gesicht bekommen hätte! Es ist eines der vielen Schlagworte unserer sozial erregten Zeit: Annäherung und Versöhnung der Stände! Ach! Innerhalb der evangelischen Kirche muß man das so übersetzen: Mehr Herabsteigen der Generalsuperintendenten und Superintendenten in die Gemeinden! Ich wiederhole: Fern sei es, hier von irgend einer Person reden zu wollen. Unsere Klagen richten sich gegen das System, unter dem die Generalsuperintendenten selbst am schwersten leiden. So ändere man denn das System, und entbinde die persönliche Kraft! Denn unmöglich kann es richtig

Digitized by Google

sein oder zum Heil der Kirche ausschlagen, die leitenden Organe so zu beschäftigen, daß sie mit den ihrer Aufsicht anvertrauten Gemeinden möglichst wenig zusammen kommen können. Man verdopple, man verdreifache ihre Zahl und befreie sie von aller an sich ja nützlichen Aktenschreiberei. Es giebt doch zu denken, daß viel eher ein Konsistorialrat, natürlich ein Jurist, zur Kassenrevision in's Dorf kommt, als ein Generalsuperintendent zur Kirchenvisitation.

Die erste und notwendigste Arbeit nach der Einführung sind für den Seelsorger die Besuche von Haus zu Haus, um die Gemeindeglieder kennen zu lernen; ja in M. mit seinen zwei Filialen von Dorf zu Dorf. Das ist keine geringe Aufgabe, zumal im Winter, und doch sind diese Besuche die Voraussetzung für ein friedliches Zusammenleben mit den Bauern und für eine ersprießliche Wirksamkeit unter ihnen. Jede Familie rechnet bestimmt darauf, daß die neuen Pastorsleute sie besuchen: geschieht es nicht, so kommt kein Glied derselben mehr in die Kirche, weil sie sich verachtet glauben von dem Pfarrer, vielleicht infolge irgend welcher Ohrenbläserei und Zwischenträgerei.

„Heute kommen sie!" gings wie ein Lauffeuer durch M., als wir unsere Besuchsreise antraten. „Drüben beim Schuhmacher haben sie angefangen". Dieser gute Mann war sehr erstaunt, daß wir zuerst in sein Haus kamen. „Aber was wird da der Herr Schulze, und was werden da die großen Bauern sagen, wenn der Herr Pastor zuerst zu mir armen Mann kommen, der ich von den andern leben muß?" Man sieht, der Gedanke der Rangordnung

Digitized by Google

und einer gewissen ständischen Gliederung steckt den Leuten sehr im Blute. Doch hatte dieser erste Fehltritt in der Etiquette weiter keine üblen Folgen für mich. Überall kam man uns mit wohlthuender Freundlichkeit entgegen und führte uns in das beste Zimmer des Hauses, dessen Sauberkeit und Nettigkeit uns entgegenstrahlte. Bei den Gesprächen waren meine Frau und ich der empfangende Teil, die Leute der gebende, indem sie nach der ersten Begrüßung und Vorstellung der Familienglieder, wobei die Großmütter ihre kleinen Enkelkinder gehörig abküßten und über die Maßen wegen ihrer Klugheit lobten, regelmäßig die Schönheit der Gegend, in die wir gekommen, im allgemeinen, und die ihres Dorfes im besonderen auf alle Art und Weise anprieſen. „Es wird Ihnen hier schon gefallen bei uns. Ihr Herr Vorgänger ist ja auch vierzehn Jahre bei uns gewesen. Und garstig sind die Leute hier gar nicht. Freilich drüben in G., was Ihr Filial ist, da werden Sie nicht viel Freude erleben. Da kommt kein Mensch zur Kirche. Bei uns aber ist die Kirche jeden Sonntag voll. Nun, Ihr Herr Vorgänger hat's auch immer hübsch mit uns gemacht. Das muß man sagen. Nein, alles, was recht ist." Zu dem einen Hause mit sehr langer Front nach der Straße waren wir, wie wir gekommen, durch die Hausthür wieder hinausgegangen, um die Bewohner des nächsten aufzusuchen. Zu dem Zwecke gingen wir durch den Thorweg, der uns hineinzuführen schien. Aber siehe! Als wir den Flur betraten, waren wir wieder, wo wir eben gewesen. Als

Digitized by Google

ich mich wegen dieses Versehens bei den Leuten entschuldigte, meinte der biedere Hausvater: „Ach, lassen Sie nur! Handwerksburschen geht das immer so, daß sie sich verlaufen“. Erst meine Heiterkeit über den unfreiwilligen Witz machte ihn einigermaßen verlegen, während seine Frau ihn anfuhr: „Aber Mann, wie kannst Du denn den Herrn Pastor mit den Handwerksburschen vergleichen! Na! nehmen Sie es ja nicht übel! Sie wissen ja, wie die Männer manchmal sind.“

Auf dem Filial G. war es übrigens so, wie man mir gesagt. Schon am Einführungstage war die Kirche nur mäßig besucht, und als ich am folgenden Sonntage hinkam, waren nur ungefähr sieben Personen darin. Auch von unsern ersten Besuchen wollten die Leute nicht viel wissen: Einige riegelten sogar die Thür ab, wenn sie uns kommen sahen. Den Grund für dieses verletzende Betragen sollte ich bald genug erfahren. Ich hatte meine Einführungspredigt über die Epistel gehalten, 1. Cor. 5, 6—8, und da unter anderem auch vom Unglauben geredet und von denen, die es sich zur Aufgabe machen in unserer Zeit, denselben auf alle Weise unter die Leute zu bringen. Diese Gedanken und Sätze hatten alle auf einen bestimmten Mann in der Gemeinde bezogen, den ich jedoch nicht ein Mal dem Namen nach kannte. Derselbe war wegen demagogischer Umtriebe zu Gefängnis verurteilt gewesen. Da er sich aber für unschuldig verurteilt hielt, so war er seit jener Zeit mit Gott und der Welt zerfallen, d. h. der Obrigkeit war er gram und der

Digitized by Google

Kirche feind. Das Gotteshaus besuchte er niemals mehr. Statt dessen kaufte er sich die Schriften der Lichtfreunde und der populären Naturwissenschaftler, um aus ihnen Trost und Belehrung zu schöpfen. Bei seinem entschiedenen Charakter jedoch befriedigten ihn diese „Halben" bald nicht mehr, und er suchte eifrig und fand bald genug Bücher, in denen der Unglaube in nacktester Gestalt verkündigt wurde. So war er denn bei der Weisheit „höchstem Schluß" angekommen: „Es ist alles Natur". Dieses Thema variierte er in der Dorfschenke Sonntags wie in der Woche vor Alt und Jung, die alle mit Ehrfurcht zu ihm emporblickten um seiner „Gelehrsamkeit" willen. „Ja, er hat soviel Bücher wie der Pastor", sagten die Einen; und die Andern: „Jedenfalls sind das auch studierte Leute gewesen, die Heinrich's Bücher geschrieben haben. Was da alles drinsteht, wird wohl auch nicht gelogen sein. Warum soll man's nicht mit anhören. Man wird nicht dummer danach." So hatten sich, zumal die Männer, an Heinrichs Evangelium gewöhnt und damit dem Gotteshause mit seiner Predigt von Christo immer mehr entfremdet. Dazu kam, daß Heinrich's Lebenswandel vor Menschen-Augen untadelig war, und seine Bereitwilligkeit, armen Leuten mit kleinen Darlehen auszuhelfen, ihn bei fast allen beliebt und — unentbehrlich machte. Das war es also, was mir die guten Leute so übel genommen hatten: ich hätte mit der Predigt vom Unglauben ihren Heinrich gemeint, und es sei nicht recht von mir gewesen, den Mann gleich in meiner ersten Predigt so zu blamieren. Es ist

Digitized by Google

mir in den drei Jahren meiner Wirksamkeit in G. nicht gelungen, diesen Irrtum zu verscheuchen aus den Köpfen.

Die Einwohner von H., meinem zweiten Filial, waren wie die in M., freundlich und zuvorkommend. Nur beklagten sie sich, daß sie nur alle vierzehn Tage „Predigt hätten". Der Schulze dieses Dorfes war von der Größe und Wichtigkeit seines Amtes mindestens ebenso überzeugt, wie irgend ein regierender Fürst von dem Wert des seinigen. Er sprach es mir geradezu aus, daß ich mir vor allem Mühe zu geben hätte, mit ihm gut Freund zu bleiben, sonst würde ich mit den Leuten des Dorfes nicht weit kommen. „Die habe ich alle im Sack", fügte er mit gewichtiger Miene hinzu, obwohl noch während meines Dortseins der Gerichtsvollzieher sein guter Freund wurde. Ja, das Bewußtsein seiner Würde trieb den Herrn Schulzen noch viel weiter. Als ich am zweiten Pfingfeiertage über die Heidenmission gepredigt hatte, was ja in Preußen Vorschrift ist, kam er nach dem Gottesdienst zu mir in die Sakristei und stieß ohne Gruß bitterböse heraus: „Das war heute nichts mit Ihrer Predigt, Herr Pastor. Was geht uns hier die Mission an! Heute ist Pfingsten! Da wollen wir etwas vom heiligen Geiste hören! Davon aber haben Sie nur wenig erwähnt. Und der heilige Geist ist doch die Hauptsache!" Sprach's mit geschwollener Stirnader und ließ mich stehen. Ich habe mir's hinterher noch manches Mal gesagt: „Der heilige Geist ist die Hauptsache". Freilich, lieber Herr Schulze, ist er das. Wollte Gott, er wär's bei uns allen!

Digitized by Google

Die Pfarrstelle zu O. hat keine Filiale, aber trotzdem mehr Seelen, als die zu M. mit ihren drei Dörfern. Es ist wahr, was man oft sagen hört: die Filialwege halten den Pastor gesund, zumal wenn er nicht fährt, sondern marschiert. Ich habe mich körperlich nie so wohl gefühlt, als damals in M., wo ich jeden Sonntag früh 7 Uhr — auch im Winter — in M. Gottesdienst hielt, um 9 Uhr in H. und 11 Uhr in G.; oder, wenn in H. der Gottesdienst ausfiel, um 7 in M., um 10 in G. und um 1 Uhr wieder in M. Aber wie viel Verdrießliches doch auch! Da wird eine Sitzung mit dem Gemeinde-Kirchenrat in G. anberaumt. Oft genug bei Wind und Wetter macht sich der Geistliche auf den Weg. Wenn er ankommt, ist Niemand da. Die Herren haben es vergessen, oder es erscheinen nur zwei, so daß die Versammlung nicht beschlußfähig ist. Oft sind auch grundlose Feldwege oder hoher Schnee oder strenge Kälte die Veranlassung, daß man nicht auf die Filiale kommt, wenn es nicht absolut notwendig ist. Mit einem Wort: Immer werden die Filiale hintangesetzt in der Pflege des Geistlichen; nur das Pfarrdorf hat dieselbe voll und ganz. Wie manches Mal habe ich über diese Zustände geseufzt und mir selber Vorwürfe gemacht, ohne es beim besten Willen ändern zu können. Wie entmutigend vollends, wenn ich bei einem Wetter, bei dem man sonst keinen Hund hinausjagt, mich nach G. zum Gottesdienst durchgearbeitet hatte, um dann vor leeren Bänken zu predigen! Nur das Bewußtsein, du thust, was deines Amtes, vermag dann vor Verbitterung

Digitized by Google

zu bewahren. Man sollte meinen, der Bauer, der doch bei seinen Feldarbeiten oft genug bis auf die Haut vom Regen durchnäßt wird, sei gegen die Witterung am allerunempfindlichsten; es müsse ihm daher gleich sein, ob er bei gutem oder schlechtem Wetter zur Kirche geht — aber nein! Kein Mensch sieht mehr nach dem Wetter aus, wenn er zur Kirche gehen will, wie er. Regnet's oder schneit's, dann bleibt er gern zu Hause. Und seiner Meinung nach könnte der Pastor auch nichts besseres thun, als zu Hause zu bleiben. Auf das eine Mal kommt es doch auch gar nicht an. So steht es demnach: Die Entfernung der Filiale vom Pfarrorte hindert den Geistlichen, in denselben festen Fuß zu fassen mit seiner Arbeit. Er könnte da oft viel mehr thun, den Leuten viel näher treten, wenn nicht die oft abscheulichen Wege ihn hinderten. Ja, ist es doch gar nicht selten, daß er erst durch die Parochie seines Amtsnachbars hindurch muß, ehe er das Filial erreicht. Es hat gewiß alles seinen Grund in der Welt, aber ob es begründet ist, die Kirchdörfer einer Parochie so zu legen, daß eine andere fast mitten drin liegt, ist eine wohl aufzuwerfende Frage.

Bei den ersten Besuchen in O. fiel es mir auf, daß eine ganze Anzahl von Leuten fragten: „Waren der Herr Pastor schon bei dem und dem?" Und wenn ich es bejahte, fragten sie weiter: „Na, wie hat's Ihnen denn da gefallen?" Auf meine Antwort: „Ganz gut!" fingen sie dann sofort an, mir allerlei Schlechtes und Nachteiliges über jene Familien zu erzählen, als wollten

Digitized by Google

sie mich warnen, ja nicht zu intim mit denselben zu werden. Ich gewann den Eindruck, daß hier die Leute gern lieblos über einander herfallen mit der Zunge, und dieser erste Eindruck bei den ersten Besuchen ist später zur traurigen Gewißheit geworden: Nie habe ich eine Gemeinde kennen gelernt, in der Schadenfreude, Gehässigkeit und Klatschsucht so sehr an der Tagesordnung waren, wie hier, und überaus peinlich berührte es mich, daß man diese häßlichen Charakterzüge mir, dem neu eintretenden Geistlichen, gleich an der Schwelle unserer Bekanntschaft verriet. Freilich sollte ich davon noch mehr erfahren! Wenn nämlich jemand in dieser Gemeinde einem andern „etwas Rechtes" anhängen wollte, zumal in Heirats-Angelegenheiten, dann schrieb er eine Anzahl anonymer Briefe, die er des nachts in verschiedene Straßen warf, wo sie den andern Morgen von den Passanten gefunden und mit Begier gelesen wurden. Diese feige und hinterlistige Art ist mir so leicht nicht wieder begegnet, und andere Amtsbrüder, die ich darüber interpellierte, wußten meistens aus ihren Gemeinden von Derartigem nichts zu berichten.

Es versteht sich von selbst, daß die ersten Besuche des neuen Pastors das Dorfgespräch auf lange Zeit hinaus bilden. In diesen Gesprächen kommt das allgemeine Urteil über ihn zum Ausdruck. Alt und Jung, selbst Knecht und Magd, liefern ihren Beitrag dazu, und es dauert gar nicht lange, so wissen alle, was sie von ihm zu halten haben. Der erste Eindruck entscheidet, und nicht seine ganze Wirksamkeit. Sagt jemand: „Mein

Digitized by Google

Mann ist das nicht", so mag sich der Pastor noch so viel Mühe geben im Amt und außer dem Amt, diesen Einen wird er schwerlich zu seinem Freunde bekommen. Und doch kommt es für den Dorfpastor auf jeden Einzelnen an! Wie schwierig ist hierin seine Stellung und seine Arbeit nicht gegenüber der des vornehmen Bruders aus der Stadt! Letzterer kann gar nicht jedem einzelnen Gemeindegliede etwas werden; er kann zu ihm gar kein persönlich-amtliches Verhältnis haben, denn er kennt sie ja gar nicht alle; je größer seine Gemeinde, um so weniger. Von Haus zu Haus Besuche zu machen, fällt ihm gar nicht ein. Es rechnet ja auch niemand darauf. Er begnügt sich, die Mitglieder der kirchlichen Gemeinde-Organe aufzusuchen und sonst etwa ein Dutzend Honoratioren, mit denen er gesellschaftlich zu verkehren gedenkt. Schon hier ist es demnach klar, daß die Brüder aus der Stadt gar keinen Grund haben, etwas — erhaben auf die Landgeistlichen herabzusehen, wie es vielfach geschieht. Denn von der größeren Anzahl der Kasualien abgesehen, haben letztere es in jedem Betracht schwerer als jene, wie wir das auch weiterhin noch mehrfach zeigen werden. Nur das Eine werde als unsere innerste Überzeugung von dem Verhältnis zwischen Dorf- und Stadtpastor gleich hier noch gesagt: Jeder junge Geistliche müßte sein erstes Amt auf einem Dorfe bekommen, sei er nun begabt oder nicht, und zwar zehn Jahre mindestens hätte er da auszuhalten. Hier ist er der erste und einzige, Oberpfarrer und Diakonus in einer Person. Die Gemeinde ist übersehbar; deshalb

Digitized by Google

muß er auch nach jedem Einzelnen sehen und sich um ihn kümmern. Thut er es nicht, so kümmert sich jeder Einzelne mit scharfem Urteil desto mehr um ihn. Der junge Geistliche steht hier wie auf einem Präsentierteller. Er baut immer am Wege und hat deshalb immer viele Meister. Hier hat er sich einzuarbeiten in die kirchliche Verwaltung, in das Rechnungswesen, in Bausachen — wie mancher Stadtgeistliche hat von alle dem keine Ahnung! Hier muß er lernen, zu dem Standpunkte der Leute, in Bildung, Anschauung und Sprache herabzusteigen, ohne der Gefahr des Verbauerns zu erliegen. Hier als in kleinen Verhältnissen kann er die soziale Frage nach allen ihren mannigfachen Verzweigungen wie an der Quelle studieren. Die Hindernisse, die sich der Ausbreitung des Evangeliums heutzutage so vielfach entgegenstellen, lernt er nirgends so schnell kennen wie hier, wo sie sich ihm oft in erschreckender Gestalt, ohne alle Politur, vorstellen. Und vor allem: Hier allein findet er, was er so nötig braucht: Zeit, seine akademischen Studien zu klären, weiterzuführen, zu vertiefen und zu einem gewissen Abschlusse zu bringen. Wir richten Niemanden, aber es ist eine Thatsache: Viele Stadtgeistliche halten sich in der Belletristik auf dem Laufenden, weil in den Salons der gnädigen Frau die neuste schöne Litteratur immer durchgesprochen wird, da darf man sich doch nicht durch Unkenntnis lächerlich machen. — Aber zu Fachstudien haben sie wenig Zeit. Oft genügt es ihnen vollkommen, wenn sie ab und zu einige theologische Zeit-

Digitized by Google

schriften durchblättern, um auch hier immer das Neuste bei der Hand zu haben. Es dürfte wenig dagegen einzuwenden sein, wenn wir behaupten: die Beiträge zur theologischen Litteratur, soweit praktische Geistliche sie schreiben, rühren meistens von Dorfpastoren her. Auszunehmen sind hier allerdings die Predigten, die „auf Wunsch etlicher Gemeindeglieder" drucken zu lassen der Stadtgeistliche jeweils in die Lage kommt, während der Dorfpastor eine solche „Frucht gesegneter Wirksamkeit" wohl selten pflückt.

Doch genug! Das Folgende wird noch Belege genug für das erbringen, was wir als unsere innerste Überzeugung auf den letzten Seiten ausgesprochen.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Gottes Wort zu verkündigen, ist alle Zeit meines Herzens Lust und Freude gewesen. Von jeher schien es mir etwas Großes, vor einer andächtig lauschenden Gemeinde reden zu dürfen von unserem Herrn und Heilande Jesu Christo, den Gott der Herr nach seiner grundlosen Gnade und Barmherzigkeit gesandt, uns zu erlösen von allen unsern Sünden und uns Frieden zu geben in Zeit und Ewigkeit. Mit welcher Begeisterung — warum soll ich es nicht bekennen? — hatte ich nicht schon als Provinzialvikar mich der Predigtarbeit unterzogen, so gut ich es eben verstand als Einer, der eben erst aus den theologischen Prüfungssälen herausgetreten war. Ach! und nun erst, da es zum erstenmale hieß in M.: „Deine Gemeinde, deine Kanzel! Du ihr Hirt, Lehrer, Seelsorger, Berater in irdischen und himmlischen Dingen, ihr Führer und Leiter, ihr Vorbild!“ Wie ein Kind auf Weihnachten, so freute ich mich auf mein erstes definitives Amt, und das Gleichnis von Braut und Bräutigam wollte ich in meinem Verhältnis zur Gemeinde realisieren. Jeder Sonntag für mich ein Sonnentag, an dem Gottes Gnadensonne in mein und meiner Gemeinde Herz aus dem heiligen Evangelium scheinen sollte. Anders war's ja gar nicht möglich! Dazu war ich ja da. Und das

Digitized by Google

Evangelium war ja auch dazu da. Und deshalb kommen doch auch die Leute zur Kirche! Und wirklich! Jeden Sonntag war die Kirche voll. Wie erhebend für den Prediger, ihnen Allen das Wort sagen und den Heilsweg zeigen zu dürfen. Freilich, in H. war der Kirchenbesuch schon nicht so gut, und wie er in G. gewesen, ist oben schon gesagt und auch der Grund ist angegeben. Das war Wermut in den Wein meiner Begeisterung, aber er wirkte heilsam, ernüchternd. Warum kommt der Bauer in die Kirche? In M. war einer meiner Vorgänger ein hervorragend tüchtiger Kanzelredner gewesen, zu dessen Predigten sich auch Leute von den Nachbardörfern eingefunden hatten. Man war überall seines Lobes voll. Da änderte sich's plötzlich, „weil er zu viel von Buße, Sünde, dem Gericht Gottes, und zu wenig von der Gnade und Liebe gepredigt hätte". Schlimme Vorkommnisse in der Gemeinde hatten den Seelsorger mit Recht dazu getrieben, den Ernst der Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes mehr als es wohl sonst geschehen zu betonen. Das hatten die Leute übel genommen und kamen nicht mehr zur Kirche. Wie auf Kommando blieb Alles weg. Ja das ging so weit, daß man auch die Fremden abzuhalten suchte, die gediegenen Predigten zu hören. Ein urteilsfähiger, gebildeter Mann, der noch lebt, hat es mir mehr wie einmal erzählt. Ferner: als ich nach M. kam, besuchte mich sehr bald ein Mann aus dem Dorfe, um mir anzukündigen, daß er nun wieder zur Kirche kommen würde mit seiner ganzen Familie. „Sind Sie denn bisher

Digitized by Google

nicht zur Kirche gegangen?“ fragte ich ihn verwundert. „Das wohl, Herr Pastor, aber bei Ihrem Herrn Vorgänger nicht seit der Konfirmation meines Franz.“ „Wie kam denn das?“ „Ja, sehen Sie, Ihr Herr Vorgänger hatte immer so Etwas gegen mich; obwohl er immer freundlich grüßte und auch mit meiner Frau sprach. Aber er hatte Etwas gegen mich und verkehrte stets sehr viel beim Schulzen. Als nun mein Franz konfirmiert wurde, waren wir alle in der Kirche und freuten uns, daß der Junge mit Gottes Hilfe so weit war. Da endlich, wie es ja bei meiner Zeit auch schon war, wurden die Kinder vor den Altar gerufen, um eingesegnet zu werden und ihren Spruch zu bekommen. Und was meinen Sie wohl, Herr Pastor, welchen Spruch mein Franz bekam? „Daß ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.“ Ist so etwas nicht schändlich? Sagen Sie selbst, Herr Pastor, das sollte mich nicht ärgern? Bei den andern Kindern kam doch nichts von Sünde vor; warum denn gerade bei meinem Franz? Aber ich weiß wohl, Ihr Herr Vorgänger wollte uns eins auswischen, deshalb hat er ja gerade diesen Spruch von der Sünde für Franzen drucken lassen. Erkundigen Sie sich aber im ganzen Dorfe, und wenn's mein ärgster Feind ist, er muß Ihnen sagen, daß meine Kinder alle ehelich geboren sind. Hurerei kenne ich nicht. Und stehlen ist bei mir auch keine Mode. Gott sei Dank, ich habe mit meiner Familie zu leben, wenn ich auch nicht gerade Schulze

Digitized by Google

bin.“ Es machte auf den Mann nicht den geringsten Eindruck, als ich ihm klar zu machen suchte, daß mein Vorgänger diese Sprüche keineswegs habe drucken lassen, sondern daß er gleich eine ganze Sammlung gedruckter Konfirmationsscheine gekauft habe. Weiter: als ich nach O. gekommen war, fand sich, daß beim Umzuge einige Stühle beschädigt worden waren. Ich schickte sie zum nächsten Tischler behufs Reparatur. Das hatte der zweite Tischler des Dorfes erfahren, der seine zweite Ehe nur auf dem Standesamte geschlossen hatte und von meinem Vorgänger nicht zu bewegen gewesen war, sich kirchlich trauen zu lassen. Bald genug bekam ich nun die Strafe für meinen Leichtsinn. „Das hätten Sie nicht thun sollen, Herr Pastor“, sagte mir nach einigen Tagen mein Rendant. „Er ist sehr böse auf Sie, weil Sie die Stühle gleich zu einem andern geschickt haben und nicht zu ihm. Er will sich nun auch von Ihnen nicht trauen lassen, obwohl er es seiner Frau und mir fest versprochen hatte.“ Und er hat Wort gehalten, der charakterfeste Mann. Vor drei Jahren starb seine Frau, ohne ihren Wunsch, kirchlich getraut zu werden, erfüllt zu sehen. Endlich: eines Tages teilte mir der Lehrer mit, daß die Pflegekinder des Kuhbauern gar zu hungrig gehalten würden. Sie hätten oft genug gar kein Frühstück bei sich oder nur ein paar gekochte Kartoffeln. Ich überzeugte mich von dem Sachverhalt und sprach dann mit dem Vorsteher des Vereins, der die Kinder in Pflege gegeben. Da nun auch sonst gegen die Pflegeeltern etwas vorlag, so ver-

Digitized by Google

fügte der Vorstand die anderweite Unterbringung der Kinder. Es geschah — aber von Stund an kam die ganze Familie, die sich bis dahin durch sehr fleißigen Kirchenbesuch ausgezeichnet hatte, nicht mehr zur Kirche. Ebenso ging es mir mit einem Mitgliede des G. Kirchenrates, dem ich einmal das Unrichtige seiner Behauptungen in Gegenwart der andern Ältesten nachweisen mußte: er verließ die Sitzung augenblicklich und kehrte von Stund an auch dem Gotteshause den Rücken.

Es seien genug der Beispiele. Sie beweisen wenigstens soviel, daß der Bauer nicht zur Kirche kommt, wenn der Pastor zuviel von der Sünde predigt; wenn seine Predigt vorwiegend Bußpredigt ist. Und sodann: wenn er dem Pastor persönlich etwas übel genommen hat. Ich muß also die obige Frage: „Warum kommt der Bauer in die Kirche?“ nach meiner Erfahrung dahin beantworten: Er kommt, weil er sich in der Kirche erbauen will an einer Predigt von der Liebe und väterlichen Fürsorge Gottes; er kommt ferner, weil es so — — Mode ist in seinem Dorfe, wenn es da eben Mode ist. Hierbei ist nicht ausgeschlossen, daß ein guter Prediger einen schlechten Kirchenbesuch nicht heben, und ein schlechter Prediger einen guten Kirchenbesuch nicht verschlechtern könnte.

Man muß sich des Bauern Thun und Treiben, sein tägliches Leben vergegenwärtigen, um seine Ansprüche an die Predigt zu verstehen. Das ganze Jahr hindurch muß er sich hart plagen und mühen. Sobald die Sonne am Himmel steigt, zieht er hinaus mit Hacke und Karst,

Digitized by Google

mit Pflug und Spaten, um seinen Acker zur Aussaat vorzubereiten. Wie oft machen Wind und Wetter, Donner und Blitz, Hagel und Schnee ihm nicht einen Strich durch seine Rechnung: er muß unverrichteter Sache heimkehren, mißmutig und traurig, ärgerlich und zornig. Und nun gar in der Ernte! In üppiger Fülle wogt die goldene Saat wie ein weites Meer! Aber wird er es ernten? Wird nicht ein andauernder Regen, ein plötzlich hereinbrechendes Unwetter seine Hoffnung zu Schanden machen? Wovon sollte er dann im Winter mit seiner Familie leben? Wie würde er das Vieh durchwintern können? Der Bauer wird die bange Sorge nicht los. Er lebt immer zwischen Furcht und Hoffnung. Ja, selbst wenn schließlich der Erntesegen glücklich geborgen ist, fragt es sich noch, ob der Preis des Getreides die Mühe und den Schweiß lohnen. Da ist es der Gedanke an ein „höchstes Wesen", an Gott, an den Vater im Himmel, was ihn tröstet, ihm Mut macht. So hat er es in der Schule gelernt, seine Eltern haben auch des Glaubens gelebt, daß Gott alles leitet und regiert, und das will er nun auch von seinem Pastor hören und weiter vorläufig nichts. Das ist ihm die Hauptsache. Alles Andere kann ja gelegentlich auch mal gesagt werden — aber dies ist die Hauptsache, die niemals fehlen darf, nach seiner Meinung. Daher ist ihm das Erntefest das höchste Fest im ganzen Jahre, und die Predigt an diesem Tage die liebste. „Versieht's" der Pastor mit ihr, dann kann er sich nur das Lehrgeld wiedergeben lassen. „Es mag ein studierter Mann sein,

Digitized by Google

aber er paßt nicht für uns". Wie jeder ist, so ist sein Gott. Der Bauer braucht gutes Wetter, Schutz und Schirm bei seiner Arbeit. Das verlangt er von seinem Gott. Daß andere Leute noch etwas anderes brauchen vom lieben Gott, das mag ja sein, aber ihn kümmert das nicht. So sind es ganz bestimmte Ansprüche, die der Bauer an Gott stellt, und die Gott einfach zu befriedigen hat, wenn er es recht machen will. Bei dieser Sachlage begreift es sich, wenn die Religion des Bauern sich inhaltlich wesentlich auf das beschränkt, was Luther im ersten Artikel bietet; nur, wie bemerkt, mit dem Hintergedanken, daß Gott das alles thun muß, denn dazu ist er eben Gott. Sündenbewußtsein, Demut — das mag für die Städter passen, die in der That viel sündigen, weil sie nichts Rechtes zu thun haben; unser Bauer weiß damit nichts anzufangen. Am Heilande gefällt ihm das am besten, daß er den Kranken geholfen — „das war hübsch von ihm" —, und sein Leiden? freilich! Undank ist der Welt Lohn! Geht's denn aber nicht heute noch so? Und wem mehr als dem geplagten Bauern? „Unser Heiland hat auch viel leiden müssen", sagt er daher gern, wenn er krank ist oder andere Leute ihn gekränkt haben. Mit dem heiligen Geist weiß er nichts anzufangen. Aus dem Gebet des Herrn ist ihm die vierte Bitte die liebste. Die Taufe muß sein. Der Mensch ist doch kein Vieh. Und wenn die Kinder nicht getauft werden, wachsen sie auf wie die Heiden. „Woher kämen auch sonst die vielen Sozialdemokraten?" Das heilige

Digitized by Google

Abendmahl gehört auch mit dazu. „Es ist den Leuten ganz heilsam, wenn sie dabei an den Tod denken. Zumal die Jugend heutzutage, der kann das gar nicht schaden.“ Gott ist um des Bauern Willen da, und nicht der Bauer um Gottes Willen. Daher sagt er denn z. B. auch, wenn es in der Erntezeit viel regnet: „Dieses Jahr macht der liebe Gott seine Sache schlecht“, oder „Was das da oben mal wieder für Wirtschaft ist, das weiß der Kukuk“. Oder: „Wenn ich nur hinauf könnte, ich prügelte Petrus und alle Apostel zusammen“. Mir selbst sagte ein sonst verständiger Mann im höchsten Zorn, als ich mit ihm über das andauernde Regenwetter sprach: „Herr Pastor, wenn der liebe Gott weiter nichts kann, als alles verderben lassen, dann mag er es doch überhaupt nur gut sein lassen“ (nämlich mit seinem Regiment). In einem Jahre regnete es fast gar nicht während der Bestell- und Erntezeit. Alles verdorrte und verbrannte auf den Fluren. Es war als habe Gott der Herr seinen Himmel für immer verschlossen. Manche Frauen weinten wegen der trostlosen Aussichten, und eine erzählte mir eines Tages ganz aufgeregt: „Denken Sie nur, Herr Pastor, als ich gestern zur Gartenthür hinaustrete, höre ich, wie mein Nachbar ganz wütend zum Himmel schreit: Na! du verfluchter lieber Gott! Und dabei zeigte er mit geballter Faust nach oben.“

In der That, man ist versucht zu glauben, daß der Bauer in Gott nur seinen Fetisch sieht, und in allem Ernst muß man sich die Frage vorlegen: ist denn unser

Digitized by Google

Volk, soweit es vormals seinen Glauben nicht mit seinem Blute besiegelt hat, überhaupt jemals wirklich zum Christentume bekehrt worden? Umsomehr darf man so fragen, wenn man die Unsumme von Aberglauben hinzurechnet, die in unserem Volk, zumal beim Bauersmann, noch steckt. Dieser Aberglauben ist das eigentliche Element des Bauern, in dem er lebt und webt. Hier sind seine heimischen Penaten, mit denen er in allen wichtigen Dingen Zwiesprach hält; auf deren Kundgebungen er sorgfältig achtet, und wären es Hund und Katze. Das bischen Christentum ist nur Schminke. Es muß ja freilich sein, ebenso wie die Steuern. Ohne Beide kann der Staat nicht bestehen. Der Pastor und überhaupt jeder andere, der nicht mit zu seinem Stande gehört, erfährt von dem Aberglauben des Bauern nur ganz wenig. Sorgfältig wie ein alter Erbschatz werden die Gebräuche vor den Augen Unberufener gehütet. „Die Städter und auch unser Pastor, die lachen uns ja doch nur aus. Aber diese Überklugen sollten nur wissen, wie oft es schon geholfen hat.“ Ich erwähne nur Einiges: In fast jedem Dorfe ist ein weiser Mann oder noch öfter eine weise Frau, die namentlich in Krankheiten, vor allem bei Frauenleiden, die ungeheuerlichsten Kuren machen, noch ganz abgesehen von den sogenannten Besprechungen und sympathetischen Fällen. Ebenso hat auch jedes dritte Dorf seine Hexe, vor der man namentlich die Säuglinge in acht nehmen muß. Diese Frau hext erwachsenen Personen böse Augen, Hautausschläge, lahme Hüften und Läuse an. Die Kühe geben auf ihr Geheiß keine oder

Digitized by Google

blaue Milch. Wenn man ihr auf der Straße begegnet, muß man sie zuerst grüßen, aber ja nicht mit ihr reden. Redet sie dich an, so antworte nur wenig und richte es so ein, daß nicht sie, sondern du zuletzt ja sagst. Wie tief der Aberglaube auch bei den Männern sitzt, dafür nur ein Beispiel: Während eines Winters besuchte mich ein junger Mann von ungefähr 40 Jahren, der lange und schwer an Gelenkrheumatismus darnieder gelegen hatte und sich nun freute, mich mal in meiner Behausung aufsuchen zu können, nachdem ich so manch liebes Mal in der seinigen gewesen war. Ich weiß nun nicht mehr genau: ging die Hexe gerade unter dem Fenster, an dem er saß, vorüber, oder kam das Gespräch sonst wie auf diese Frau — genug, mein Rekonvalescent meinte plötzlich: „Es ist nur gut Herr Pastor, daß ich mit „der" nichts mehr zu thun habe". „Wieso?" fragte ich. „Na ja! erwiderte er, ich weiß ja, Sie glauben nicht dran; ich ja auch nicht, und man sollte es auch gar nicht für möglich halten, aber wahr ist es doch! Wissen Sie, der Franz von „ihr" und ich, wir spielten immer zusammen und liefen zusammen, als wir so Jungen von 12—14 Jahren waren. Eines Tages komme ich nach Hause, als ich bei Franz gewesen war und ziehe meine Jacke aus: „„Junge, was ist denn das?"" fährt mich meine Mutter an. „„Du hast ja alles voller Läuse an Dir! Das ist die verfluchte Hexe gewesen, die mich überhaupt nicht leiden mag. Na warte, du Luder!"" Bei diesen Worten lief meine Mutter zur Thür hinaus und hin zu „ihr". Und wissen Sie,

Digitized by Google

Herr Pastor, ich will nicht gesund hier auf dem Stuhle sitzen vor Ihnen, wenn's nicht wahr ist: als meine Mutter wieder kam, waren die Läuse wie weggeblasen. Nichts zu sehen und nichts zu hören davon; und nie habe ich so etwas wieder an mir gehabt." „Na, was hat denn Ihre Mutter nun eigentlich bei der Frau gemacht?" fragte ich mit möglichst ernster Miene. „Tüchtig Bescheid gesagt hat sie ihr. Sie sollte sich was schämen, so etwas an meiner Mutter zu thun. Und meine Mutter ist nicht eher weggegangen, bis „sie" gesagt hat: Geh' nur hin, Rieke, es ist schon wieder gut."

Nun, ich will es auch gut sein lassen, noch mehr dergleichen Spukgeschichten beizubringen. Es sollte nur bewiesen werden, welchen Umfang, Inhalt und welchen Wert das Christentum für den Bauern hat. Der Dorfpastor muß das wissen, wenn er mit seiner Predigt nicht lauter Lufthiebe thun will. Und je eher er das alles erfährt und kennen lernt, desto mehr bleibt er vor der thörichten Rede von „einer gesegneten Wirksamkeit" bei seinen Dorfbewohnern bewahrt; desto weniger blamiert er sich bei denen, seien es nun Pastoren oder Laien, die der Bauernseele wirklich den Puls gefühlt haben. Ich weiß es wohl: der Herr unser Gott kann auch hier die Herzen lenken wie Wasserbäche; kann auch hier Zeichen und Wunder thun, wenn seine Stunde gekommen. Und er wird sie ja noch thun durch sein heiliges Wort und theures Evangelium von Christo Jesu. Das ist gewiß. Aber man soll sich doch ja nicht durch die Freundlichkeit und

Digitized by Google

Höflichkeit des Bauern gegen uns oder durch sein Lob unserer „schönen“ Predigten über den wahren Sachverhalt täuschen lassen. Einstweilen bleibt es dabei: Bauern-Religion und Christentum sind zwei ganz verschiedene Dinge. „Das Christentum für die Bauern“ — das war schon immer so; aber die Bauern für das Christentum — das soll erst noch werden. Aber wie? Die Predigt des Dorfpastors wird sich immer auf ein Minimum, gemäß dem vorhin Dargelegten, zu beschränken haben; sie wirkt ja nur und wird nur verstanden, wenn sie an das, was der Bauer mitbringt — und das fanden wir ja eben als ein Minimum — anknüpft. Es ist ja auch sonst nicht Aufgabe der Predigt, neue Kenntnisse, neue Erkenntnis zu vermitteln, sondern sie soll das, was Alle schon haben, zur Aussprache bringen, indem sie es entwickelnd und ermahnend darlegt, an's Herz legt. Nach meiner Erfahrung hilft hier nur der Rückgang auf die Geschichte des Reiches Gottes. Man hat sich am Bauern zu sehr versündigt mit dogmatischen, lehrhaften Predigten, auf die man alle Zeit das Wort Faust's anwenden kann. „Ja, Eure Reden, die so blinkend sind, In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt, Sind unerquicklich wie der Nebelwind, Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt.“ Dagegen hat der Bauer für geschichtliche Dinge, bei denen es sich um Werden, Wachsen, Entstehen und Fortschreiten handelt, ein feines Verständnis. Das ist ihm von seinem Acker her geläufig. Da sieht er ja auch, wie's sprießt, keimt, wächst und wird. Und wie horcht er nicht auf, wenn der

Digitized by Google

Pastor in seiner Predigt eine Geschichte erzählt. Ja, da ist eben wieder mal was geschehen; das packt ihn. Und je anschaulicher die Geschichte erzählt wird, um so lieber ist es ihm. Für Kleinmalerei hat er viel Sinn. Liebt er doch selbst, wenn er etwas erzählt, eine gewisse epische Breite. Ich meine also, daß es für den Dorfpastor — ob auch für Stadtpastoren, geht mich hier nichts an — darauf ankommen muß, dem Bauern alles darzustellen unter dem Gesichtspunkte eines Handelns Gottes an und mit den Menschen, für uns Menschen. Wer hierauf sein Augenmerk richtet, wer also wesentlich geschichtlich verfährt, der wird vom Bauern verstanden, denn er folgt jeder Geschichte mit Interesse; der darf hoffen, ihn mit Gottes Hilfe auch für die höchste Geschichte, für das, was Gott im Alten und Neuen Bunde gethan, und damit für Gott selbst und seinen Sohn Jesum Christum zu gewinnen. Alle hohe und tiefe Spekulation über Gottes Wesen und Eigenschaften, über sein Verhältnis zum Sohne, wie über das Verhältnis der göttlichen und menschlichen Natur im Sohne und dergl. muß man dann freilich drangeben. Das interessiert unsern Bauern nicht im geringsten. Aber schadet das? Wir wollen ihm ja nicht eine Lehre von Gott einpflanzen, sondern ihm Gott den Herrn selbst nahe bringen, so daß er, überwältigt von dem, was Gott auch für ihn gethan, beide Hände nach ihm ausstreckt. Der Bauer ist, sagt man, das Rückgrat des Staates — das Rückgrat der christlichen Kirche in unserem Volke ist er einstweilen nicht. Das ist nach allem, was

Digitized by Google

wir bisher ausgeführt, keinem Zweifel unterworfen. Und ebensowenig ist es nach dem bisher ausgeführten zweifelhaft, daß das bischen Christentum des Bauern und damit im Zusammenhange sein Kirchenbesuch nicht den geringsten Einfluß ausüben auf seine Lebensführung. Religion und Sittlichkeit haben wenig mit einander zu thun; oder genauer: die Religion, welche wir bisher als diejenige des Bauern kennen lernten, erlaubt ihm, seine ganz besondere Sittlichkeit zu haben.

Welche ist das? Sucht man nach einem Prinzip, von welchem der Bauer in seiner Ethik sich leiten läßt, so wird man das wirtschaftliche finden. Was seiner Wirtschaft nutzt, das darf er thun; und was ihr nicht schadet, das braucht er nicht zu lassen. Wer aber in seiner Wirtschaft zurück, statt vorwärts kommt, das ist ein Taugenichts, ein schlechter Mensch, ein elender Kerl. Ein Trunkenbold, der das „hübsche Sümmchen", welches sein Vater ihm hinterlassen, verjubelt und schließlich in's Armenhaus aufgenommen werden muß mit seiner Familie, ist ihm das verächtlichste Geschöpf auf Gottes Erdboden. Keine Strafe ist für solch einen Lump hart genug, meint der Bauer. „Ach! wenn dessen Vater wiederkommen sollte! Wie hielt der nicht alles zusammen! Nein, es ist zu schändlich von seinem Sohne!" Ist dagegen jemand ein notorischer Mädchenverführer — „nun ja! Er treibts ein bischen toll, aber das muß man ihm lassen: seine Wirtschaft hält er im Gange!" Der Wirtschaft hat sich alles unterzuordnen; ordnet der Bauer sich selbst unter. Ich besuchte

Digitized by Google

einst einen Kranken, mit dem es zum Sterben ging. Als die Summe seines Lebens, auf die er vor Menschen und Gott sich berief, gab er dies an: „Herr Pastor, ich bin kein schlechter Mensch. Ich stehle nicht, ich hure nicht, und ich betrüge nicht". In diesen Worten lag offenbar das Zugeständnis, daß genannte drei Dinge unter seines Gleichen sehr verbreitet seien, nur er habe keinen Teil an ihnen. In der That: stehlen, huren, betrügen und, um das wichtigste nicht zu vergessen, lügen sind die Haupt- und Kardinalsünden im Bauernstande. Beim Stehlen handelt sich's vorzugsweise um Holz- und Feld-Diebstahl. Man glaube ja nicht, das finde wohl nur auf Handarbeiter und Tagelöhner Anwendung, nein auch auf Leute, die mit vier und zwei Pferden anspannen, findet's Anwendung. „Das ist auch kein Fehler, nur muß man es schlau anfangen und sich nicht fassen lassen." Die Krämer und Kaufleute in der Stadt wie auf dem Dorfe wissen genau, warum sie nicht aus dem Laden gehen, so lange noch einer jener Leute darinnen ist. Dabei ist es wie eine selbstverständliche Voraussetzung bei ihm: wer gefaßt wird, darf nicht angezeigt werden; sondern man nimmt ihm den Raub wieder ab, schimpft ihn tüchtig herunter — damit ist die Sache abgemacht. Wollte jemand die Sache gerichtlich oder polizeilich anhängig machen, so müßte er gewärtig sein, daß ihm sein Vieh oder seine Saat vergiftet würden. Der Kaufmann und der Wirt, die auf die Kundschaft vom Lande angewiesen sind, zeigen nicht leicht jemanden an, zumal wenn versprochen wird, daß man auch ferner

Digitized by Google

seine Waren von dem Bestohlenen beziehen wolle. Schulkinder werden zu Felddiebstählen angeleitet, vielmehr wie die Kinder der alten Spartaner. Was die Sünden gegen das sechste Gebot betrifft, so hat ja der Verfasser des Buches: „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" den Schleier ziemlich weitgehend gelüftet für alle diejenigen, die etwa in dem Wahne gewesen wären, die „Unschuld vom Lande" für etwas Reales zu halten. Man kann sich die Zustände in dieser Beziehung nicht schlimm genug vorstellen. Es kommt vor, daß Männer ihre Frauen unter einander austauschen; daß jemand sich mit der Magd einläßt auf freiem Felde, während seine kleinen Kinder dabei stehen; daß alte Männer ihre eigene verheiratete Tochter zum Incest verleiten wollen; daß die Schwiegertochter sich dem Schwiegervater anbietet, von dem sie weiß, „daß er sonst das Geld zu andern Frauen trägt". Die Rücksicht auf die Wirtschaft ist auch hier entscheidend. Was Keuschheit sei, weiß unser Bauer nicht. Es wird später noch Gelegenheit sein, diese Dinge zu berühren, wenn von der Jugend des Dorfes die Rede sein wird. Daß auf dem Lande „ins Große" gelogen wird, ist sprichwörtlich geworden. Mit der Muttermilch, so kann man sagen, saugen sie das ein, und es ist nicht wieder auszutreiben. Schon bei Kindern, die noch gar nicht zur Schule gehen, hat die Kunst zu lügen, oft etwas geniales an sich. Ein Beispiel: Ich erfuhr, daß drei kleine Burschen Obst aus dem Garten eines Bauern entwendet hatten. Der Eigentümer hatte sie dabei abgefaßt. „Seid ihr es

Digitized by Google

gewesen?" fragte ich auf Wunsch des Bestohlenen die Jungen. „Nein, Herr Pastor!" „Gar keiner von Euch? Du nicht? Du auch nicht?" „Nein!" „Aber Herr N. hat Euch ja doch gesehen? Lügt Herr N.?" Allgemeines Schweigen. „Na, wer ist also zuerst auf den Baum geklettert? Wer kann's am besten?" „Ich habe nur einen Apfel genommen", bekannte endlich der Furchtsamste, als ich den Stock zur Hand nahm. „Die beiden haben mich erst hinaufgehoben", bekannte nun auch der Rädelsführer. Und so gab es eine ordentliche Verhandlung, wodurch die Schlauberger mit allem Geschick alles in's Feld führten, was strafmildernd wirken sollte. Wenn das geschieht am grünen Holz, was soll am dürren werden! Weil auf dem Lande das Betrügen — einen Ausdruck, den der Dorfbewohner übrigens selten gebraucht: er hat dafür meist Euphemistika, z. B.: leimen, über's Ohr hauen, über den Löffel barbieren, Jemandem etwas vormachen, Dunst vormachen u. s. w. — für keine Sünde gilt, sondern nur für eine bestimmte Art, schnell reich zu werden, so hält man es für ganz selbstverständlich, daß Andere das auch so machen. Kauft ein Dorfbewohner in der Stadt etwas, so feilscht er um jeden Pfennig. Gelingt ihm das aber nicht, weil es ein solides Geschäft mit festen Preisen ist, so begreift er das nicht und geht fort, ohne da gekauft zu haben, in der Meinung, den Leuten liege nichts daran, ihre Waren los zu werden. Sicher geht er nun in ein wahres Schleudergeschäft, wo er schlechte Ware teuer kauft. Hier aber kann er feilschen.

Digitized by Google

Der Geschäftsmann kennt seine Leute. Vor der Thür stehend monologisiert er dann freilich doch: „Ob ich wohl nicht reingefallen bin? Ja, ja, die Städter sehen unser Einem den dummen Bauern gleich an der Nase an.“ Ich beschwerte mich einst bei einem wohlhabenden Manne über die geringen Erträge der Haus- und Kirchenkollekten. „Ja, Herr Pastor, da haben Sie wohl recht; aber unsereins ist eben vorsichtig“, antwortete er, „wir würden ja manchmal mehr geben, wenn wir nicht fürchteten, daß aus den Abgaben für die Kollekten nachgerade eine Verpflichtung gemacht würde, der wir dann nachkommen müssen. Da wollen wir uns eben nicht einfangen lassen.“ Als ich ein andermal Beiträge für Jerusalem einsammeln ließ, ließ mir Einer sagen: für Jerusalem gebe er nichts. Das wäre weit hin. Wer wüßte denn, ob das Geld auch wirklich hinkäme! Nach alledem wird es nicht mehr überraschen, wenn ich behaupte, daß der Bauer sich ein selbstloses, uneigennütziges Handeln, ein Handeln aus Liebe und Erbarmen nur schwer vorstellen kann. Daran glaubt er nicht. Verbreitet der Pastor z. B. gute Kalender oder Sonntagsblätter in der Gemeinde, so rechnet der Bauer die Prozente aus, die jener seiner Meinung nach daran verdient. „Denn umsonst ist nur der Tod.“ Schickt man ihm in der Krankheit eine kleine Erfrischung, so ist er eifrig darauf bedacht, „das wieder gleich zu machen“. Ist ihm das aber unmöglich, so sagt er bei jeder Gelegenheit, wo er seinen Wohlthäter trifft: „Ich vergesse es nicht, ich bin auch noch in Ihrer Schuld. Nun, es findet

Digitized by Google

sich schon mal was." Ich hatte einem kranken Kinde etwas Wein mitgenommen. Die Eltern waren darüber trotz aller scheinbaren Freude sichtlich in Verlegenheit, wie sie das wieder gleichmachen könnten. Zufällig hatten sie erfahren, daß ich demnächst einen Besuch auf irgend einem Dorfe machen wolle. Es half nichts, ob ich wollte oder nicht: der Vater des Kindes kam mit seinem Wagen, mich hinüber zu fahren. Die gewöhnlichste Art aber des Gleichmachens ist, dem Pastor gegenüber, die, daß der Betreffende mit seiner Familie einigemal öfter als sonst zur Kirche kommt. Auch hier wieder der Beweis für die frühere Behauptung: ein wesentlicher Grund, warum der Bauer zur Kirche kommt, ist seine freundliche Stellung zum Pastor, d. h. so lange er mit dem Pastor gut Freund ist, kommt er zur Kirche, sonst nicht. Hierher gehört es auch, daß der Bauer nächsten Sonntag ganz sicher in die Kirche kommt oder jemand aus seiner Familie, wenn ich im Laufe der Woche in seinem Hause aus irgend einem Anlaß gewesen bin, noch ganz abgesehen von Kranken- oder seelsorgerischen Besuchen. Der Kirchgang ist auf diese Weise oft genug die Gegenvisite des Bauern für den Pastor. Auch hier handelt sich's um ein „Gleichmachen".

Habe ich bisher in dem Charakter und in der Lebenshaltung des Bauern wesentlich Schattenseiten hervorgehoben, so wäre es ungerecht, wollte ich nicht auch anerkennen, daß bei ihm auch manches Lobenswerte zu finden ist: eiserner Fleiß, Sparsamkeit, Nüchternheit, gesundes Urteil, Mutterwitz, Liebe zu Kindern, Anteil-

Digitized by Google

nahme bei plötzlichen Unglücksfällen sind häufig wiederkehrende Züge. Man darf nicht vergessen, daß so manches Häßliche und Kleinliche an dem Bauersmann seine Erklärung — nicht seine Entschuldigung — findet in seiner dörflichen Abgeschlossenheit und in seiner vielfach gedrückten Lage. In der dörflichen Abgeschlossenheit: es giebt heute noch Dorfbewohner, die nie eine Eisenbahn gesehen; geschweige, daß sie darauf gefahren wären. Ihre weiteste Reise war bis zur nächsten Stadt, ungefähr drei Stunden. In der gedrückten Lage: An wem ist mehr gesündigt worden als an ihm? Man denke an das ruchlose Bauernlegen. Man denke, wie der Adel mancher Gegenden sich zum Bauersmann gestellt hat und noch stellt. Die Erinnerung daran ist bei Jung und Alt noch lebendig. Ist's da zu verwundern, wenn unser Bauer mißtrauisch, verschlossen, rachsüchtig ist? In dieser Beziehung werden Bildung, Gesittung und Kultur, je mehr sie sich auch auf den Dörfern ausbreiten, im Bunde mit dem Evangelium noch eine heilsame Veränderung im Bauernstande zu Wege bringen.

Es erübrigt, in diesem Kapitel noch zu reden von dem Predigtverständnis des Bauern. Man trifft ab und zu Leute, die die Hauptgedanken einer Predigt ziemlich genau und wörtlich wiederzugeben im stande sind. Aber das sind Ausnahmen. Die Regel ist, daß jeder nur einen Satz, der auf seine Lage insonderheit paßt, oder einige Sätze sich merkt. Daneben natürlich noch bekannte Liederverse und Bibelsprüche. Der Prediger, der das

Digitized by Google

weiß, muß auf größte Einfachheit und Schlichtheit sowohl des Inhaltes wie der Form bedacht sein und darf nie versäumen, durch Erzählungen, Bilder und Gleichnisse, die aus dem Anschauungskreise seiner Zuhörer entnommen sind, seine Predigt anschaulich, deutlich zu machen. Das ist viel schwerer, als oft kluge Herren aus der Stadt, die über „Gottes Wort vom Lande" sich lustig machen, meinen. Einen vortrefflichen Fingerzeig geben hier die Gleichnisse Jesu, die meist Vorgänge der Naturumgebung wählen. Die versteht unser Bauer ganz ausgezeichnet, wenn man ihm nur ein wenig behilflich ist mit Erläuterungen. „Ja, unser Heiland, der verstand's! Der sagt immer: Das ist gerade so, wie's auf dem Felde oder auf dem Acker zugeht. Und nun weiß man schon, wo er hinaus will. Wissen Sie, Herr Pastor, wenn man's so richtig bedenkt, daß es uns auch so geht wie den Blumen, im Herbste sterben und im Frühjahr wiederkommen, dann wird einem ordentlich wohl."

Andererseits muß der Geistliche bei jeder Predigt daran denken, daß der Bauer gern alles persönlich faßt, auf sich ganz ausschließlich bezieht. Die Kunst des Individualisierens wird hier leicht zu einer Gefahr. Der Bauer weiß, daß der Pastor ihn und seine ganzen Verhältnisse ziemlich genau kennt; und umgekehrt glaubt er die Art und Weise des Pastors genau erforscht zu haben. Wer daher auf der Kanzel Beispiele beibringt, die um ihrer Allgemeingiltigkeit halber auch für's Dorf passen, wird die Erfahrung machen, daß einer seiner Zuhörer

Digitized by Google

„sich getroffen“ fühlt, als wäre das nur und absichtlich auf ihn gemünzt. Meint der also Betroffene, die andern hätten's nicht bemerkt, dann ist's nicht so schlimm: er thut vier bis sechs Wochen mit dem Pastor böse, kommt dann aber wieder zur Kirche. Meint er aber, die andern hätten die Anspielung wohl verstanden, so kommt er überhaupt nicht wieder zur Kirche. Der Pastor hat ihn hinausgepredigt. „Seine Strafpredigten kann „der“ für sich behalten“. Ich predigte über den Text „siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen“; wobei es sich doch gar nicht vermeiden läßt, irgendwie davon zu reden, daß manche Familienglieder eben nicht einträchtig bei einander wohnen. Das war denn auch geschehen — und der Erfolg? Ein Witwer, der mit seinen erwachsenen Kindern in Streit und Zank lebte, und gerade in der letzten Woche einen besonders heftigen Auftritt mit ihnen gehabt hatte, hatte die ganze Predigt auf sich bezogen und das Gotteshaus in heller Wut verlassen. Glücklicherweise ließ er sich beruhigen, als ihm nachgewiesen war von zwei Frauen, daß der Pastor ja erst Sonnabend von der Reise zurückgekommen sei, von dem Streit in seinem Hause also gar nichts gewußt haben könne. Ein ander Mal hatte ich das Lied singen lassen: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich“. Am folgenden Tage begegnete mir ein alter Mann und redete mich gleich so an: „Es hat mir sehr leid gethan, Herr Pastor, aber trösten Sie sich nur, die Welt ist heutzutage zu schlecht“. „Was meinen

Digitized by Google

Sie denn eigentlich?" fragte ich erstaunt. „Na ja, nun soll's wieder nicht wahr sein". „Aber was denn in aller Welt?" fragte ich wiederum hell auflachend. „Nun, Herr Pastor, was bedeutete denn am Sonntage das Lied: Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich! Haben Sie nichts vorgehabt mit dem und dem? Ich habe es wohl verstanden und die andern auch. Aber Sie müssen sich nichts draus machen, das ist ein schlechter Kerl." Nun ging mir ein Licht auf; ich hatte allerdings einen Mann wegen seines lärmenden Auftretens im Schulhause zur Ruhe verweisen müssen. Bei meinen Hausbesuchen kam ich vor einigen Jahren auch zu einem Biedermann, der meinte, daß ich deshalb zu ihm käme, weil er lange nicht in der Kirche gewesen sei. Er leide aber sehr an Rheumatismus und müsse sich daher vor Erkältung sehr hüten. „Überhaupt aber, Herr Pastor, sollten Sie mehr von der Liebe predigen", hob er dann an, „ich habe mich, als ich letztes Mal in der Kirche war, schwer über Sie geärgert". „Na, was war denn los?" „Nun, Sie wissen doch, daß ich mich mit meiner Frau gut vertrage. Damals aber sagten Sie, zwischen Mann und Frau sei nicht immer Friede und Eintracht." „Aber in aller Welt, ist's denn nicht leider wahr, von Ihnen und Ihrer Frau ganz abgesehen?" „Das mag wohl sein, aber mein Nachbar sah mich, als Sie das sagten, lachend an und zwinkerte mit den Augen." Doch es giebt auch Fälle, in denen ich meine Sache gut und zur höchsten Zufriedenheit des Betreffenden gemacht habe.

Digitized by Google

Ich erzähle nur folgenden Fall: Ich hatte über das Sonntagsevangelium Luc. 6, 36 ff. gepredigt: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist“ u. s. w. In der Predigt war wörtlich folgender Satz vorgekommen: „Die Barmherzigkeit ist gleich einem Baume, der seine Frucht bringt zu rechter Zeit. Glaube und Liebe sind die Wurzeln dieses Baumes.“ Im Laufe der Woche suchte ich mein vor dem Dorfe gelegenes Spargelbeet auf und fand dort meinen Ackernachbar, Namens Wurzel, auf seinem Planstück thätig. „Guten Tag! Wie geht's Herr Nachbar?“ „Danke, Herr Pastor“, erwiderte mit sichtlichem Vergnügen der Angeredete. „Es geht ja ganz gut. Aber nötig war es gerade nicht, Herr Pastor, daß Sie es auch in der Kirche sagten. Es hatte ja schon im Blättchen gestanden. Die Leute wußten es ja schon Alle. Na, aber gefreut hat's mich doch von Ihnen, daß Sie mich als Vorbild hingestellt haben.“ Ich war wie aus den Wolken gefallen und rezitierte mir den Vers: „Herr, dunkel ist der Rede Sinn.“ Nach mancherlei Hin- und Herreden erfuhr ich schließlich folgendes: Mein guter Nachbar Wurzel hatte neulich einen Arbeiter des Nachbardorfes vor der Gefahr des Ausgepfändetwerdens dadurch bewahrt, daß er ihm, ich weiß nicht 15 oder 50 Mark geliehen, was andere, dem Arbeiter näher stehende Leute, nicht hatten thun wollen. Wie es in diesen Kreisen üblich, hatte der betreffende Arbeiter einen „öffentlichen Dank“ in das Kreisblättchen für seinen Helfer in der Not einrücken lassen, in welchem der Sachverhalt ziemlich

Digitized by Google

wortreich urbi et orbi mitgeteilt war, wie ich mich später überzeugte. Weil ich nun in der Predigt gesagt, was ich oben angeführt habe, so hatte Herr Wurzel darin eine höchst fein ausgetüftelte Anspielung auf den eben berichteten Vorgang gefunden und sich höchst angenehm geschmeichelt gefühlt. Sapienti sat. Daß der Dorfpastor bei so bewandten Umständen gern möglichst kurz predigt, wird sich begreifen. So hat's auch unser Bauer gern: „Eine kurze Predigt und eine lange Bratwurst — dabei kann's der Mensch Winter und Sommer aushalten", lautet sein Grundsatz.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Bei meiner Einführung ins Amt erhielt ich mit meiner Vokation jedesmal auch meine Bestallung als Lokalschulinspektor unter Hinweis auf die dazu gehörige Instruktion. Damals hieß es wenigstens noch „Instruktion“ heutzutage darf man nur noch „Geschäftsanweisung“ sagen. Ich war gar nicht der Meinung, daß die Regierung mir dieses Amt übertragen würde, da der alt-ehrwürdige Superintendent, dem ich mich vor drei Monaten als Provinzialvikar seines Bezirkes vorgestellt hatte, mir gleich nach der ersten Begrüßung mit den Worten entgegengetreten war: „Es thut mir leid, mein junger Freund, aber Ihretwegen habe ich schon viel Ärger und Schreiberei gehabt.“ „Ich bedaure sehr, aber es ist wohl das erste Mal, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen — und soll Ihnen schon Ärger bereitet haben?“ „Gewiß!“ sagte er mit ganz freundlicher Miene, „lassen Sie Sich das nur mal erzählen! Als das Königliche Konsistorium mir mitteilte, daß Sie als Provinzialvikar hierher kommen würden, schrieb es zugleich auch, daß beantragt sei, Sie zum Lokalschulinspektor über die sechsklassige Schule in B., wo Sie ja Ihre ausschließliche Thätigkeit haben werden, zu machen. Kurze Zeit darauf kam eine geharnischte Verfügung von der Königlichen Regierung, in der ich

Digitized by Google

mit Vorwürfen überhäuft wurde, daß ich Ihre Ernennung zum Lokalschulinspektor in B. beim Konsistorium und nicht zuerst bei ihr, der Regierung, beantragt hätte. Mir war keines von Beiden auch nur im Traume eingefallen. Weiter hieß es in besagtem Ukas, daß ein so junger Mann überhaupt nicht zum Leiter einer sechsklassigen Schule geeignet sei und daß man deshalb dem Pfarrer U. die Aufsicht übertragen habe. Pfarrer U. aber wohnt reichlich anderthalb Stunden weit von Ihrem Orte entfernt. Aber bitte, überzeugen Sie Sich selbst" — und damit gab Hochwürden das öminöse Schriftstück mir in die Hand. Nun, wie gesagt, drei Monate später hatte ich trotzdem meine Bestallung als Lokalschulinspektor von M., G. und H. mit je einer einklassigen Volksschule in der Hand. Offenbar war meine Fähigkeit als Schulleiter in den drei Monaten sehr gestiegen, oder man war der Meinung, daß drei einklassige Schulen leichter zu leiten seien als eine sechsklassige. Ich kann weder das Eine behaupten, noch bin ich vom Andern überzeugt. Im Gegenteil: Ich betrat, als ich zum ersten Male die Klassen aufsuchte, eine ziemliche terra incognita. Nur eins fiel mir sofort auf, daß die kleinen Abc-Schützen ganz anders lesen lernten, als ich es vor zwanzig Jahren gelernt hatte: die Kleinen lasen Laute; wir hatten Buchstaben gelesen. Wie das in der Zwischenzeit so anders geworden war, hätte ich als Lokalschulinspektor eigentlich wissen müssen — das fühlte ich wohl — aber ich wußte es nicht, wie ich zu meiner Beschämung mir selbst gestand. Aber woher

Digitized by Google

hätte ich es auch wissen sollen? Auf der Universität hört man von dergleichen nicht, und daß während der sechs Wochen am Seminar von Geschichte der Methodik uns etwas vorgetragen sei, konnte ich mich nicht entsinnen. Eins stand mir von Stund an fest: die Schwierigkeiten sind dazu da, überwunden zu werden. Also nur hinein in das Studium der Pädagogik! Was du nicht weißt, kannst du noch lernen! Ich verschaffte mir vor allem drei Bücher, die ich nach allen Seiten und nachhaltig studierte: Kehr, Praxis der Volksschule, Geschichte der Methodik, von demselben Verfasser herausgegeben; und Schütze, Ev. Schulkunde. Bald fiel mir auch Dörpfelds Schrift: „Denken und Gedächtnis" (II. Aufl.) in die Hände, sowie desselben Verfassers „didaktischer Materialismus". Durch diese letzten beiden Schriften wurde ich aufmerksam auf Herbarts Pädagogik, dessen System als Ganzes mir schon von der Universität her ziemlich vertraut war, da ich in Leipzig bei Drobisch und Strümpfel, zwei hervorragenden Herbartianern, philosophische Vorlesungen gehört hatte. Ich darf sagen, daß seitdem die Pädagogik, auch die des höheren Schulwesens, alle Zeit im Vordergrunde meines Interesses gestanden hat und noch steht, so sehr, daß ich alle menschliche Entwicklung, sei es der einzelnen Person, sei es der Familie oder eines Volkes, sei es der gesamten Menschheit, immer unter dem Gesichtspunkte der Erziehung zu betrachten mich gewöhnt habe, d. h. der planvollen Einwirkung, der sich Niemand entziehen kann, sie komme nun von Personen, Institutionen,

Digitized by Google

Ereigniſſen oder von Gott. Man wird begreifen, welche Freude mir deshalb auch das Studium von Dr. Karl Schmidts Geſchichte der Pädagogik bereitete, die ja auch dargeſtellt iſt „in weltgeſchichtlicher Entwickelung und im organiſchen Zuſammenhang mit dem Kulturleben der Völker“, obwohl ja Schmidt dem Chriſtentume nicht ganz gerecht wird.

Neben den theoretiſchen Studien gingen die praktiſchen Verſuche des Unterrichtes in Konfirmanden- und Schulunterricht her. Und ſo lernte ich mich mit der Zeit freier und ſicherer bewegen auf dieſem Gebiete und durfte es ſchließlich wagen, auch auf Konferenzen der Lehrer mein wohlerwogenes Urteil, ſei es in techniſchen, ſei es in allgemeinen Fragen mit abzugeben. Aber immer hatte ich und habe ich das Gefühl: ein Fachmann, ein Schulleiter comme il faut biſt du nicht. Dazu müßteſt du von der Pike auf gedient haben. Wenn ich andererſeits auch weiß, daß mancher ſeminariſtiſch gebildete Schulinſpektor ein herzlich ſchlechter Inſpektor iſt. Denn es gehört dazu meines Erachtens nicht nur ein freier Beſitz der Theorie und Praxis des Unterrichtes, ſondern noch manches andere. Jedenfalls iſt es aber ſicher: die Vorbereitung der Geiſtlichen zum Amt eines Schulleiters, wie ſie dermalen iſt, iſt vollſtändig ungenügend. Denn wie iſt ſie? §. 5 der „Ordnung für den Beſuch der Schullehrerſeminare ſeitens der Kandidaten des evangeliſchen Predigtamtes“ vom 15. April 1889 beſagt: „Die Kandidaten haben vor Eintritt in den Seminarkurſus

Digitized by Google

ihre durch die Universitätsstudien gewonnene Einsicht in die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichtes durch eingehende Beschäftigung mit den allgemeinen Bestimmungen u. s. w. zu ergänzen". Einsicht in die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichtes? Durch Universitätsstudium gewonnen? Ich habe bei mir nichts davon gemerkt, als ich studierte. Von des verstorbenen Dr. Frick's Bemühungen in dieser Richtung verlautete damals noch nichts, und Professor Rein in Jena war damals noch nicht Professor. Aber es ist richtig: in Halle bestand ein pädagogisches Seminar. Doch habe ich keinen Grund, mich zum Lobredner desselben aufzuwerfen. Thue, wer's mag! Doch die Hauptsache: Wer besuchte denn von den Theologen damals pädagogische Vorlesungen? Wer war dazu verpflichtet? Oder ist heute Jemand dazu verpflichtet? Ich wüßte nicht! Paragraph 5 stellt also Forderungen auf, die zu erfüllen Niemandem in den Sinn kommt. Wer den folgenden Paragraph durchliest, dem fallen leicht die Worte bei: „Wenn man's so liest, möcht's leidlich scheinen, steht aber immer schief darum". Gewiß, alles, was da verlangt wird — „die Grundsätze eines guten Lehrverfahrens kennen und anwenden lernen, mit der Einrichtung, der Aufgabe und den Zielen einer Volksschule vertraut werden, insbesondere auch Einsicht in die Gliederung derselben, in die Verteilung der Lehrstoffe auf die verschiedenen Stufen und in die Ordnungen der Schule gewinnen" — ist gut und recht: aber das Alles in sechs Wochen? Zu geschweigen der anderen

Digitized by Google

Forderungen, die die §§. 6, 7 und 8 noch enthalten! Wer sich im Ernst um alle diese Dinge bemüht hat, weiß, daß dazu die gegebene Zeit nicht im entferntesten zureicht. Der Kursus müßte mindestens ein Jahr dauern! Und die Hauptsache müßte nicht das Anhören der erteilten Lektionen sein, sei es im Seminar oder in der Übungsschule, sondern die Hauptsache müßte sein, daß die Kandidaten unter Anleitung der Seminarlehrer selbst unterrichten lernen. Denn wenn z. B. eine der Instruktionen, welche die Bezirksregierungen für die Lokalschulinspektoren erlassen haben, u. a. vorschreibt: „ . . . . Er (der Inspektor) hält darauf, daß der Lehrer sich der richtigen Methode sowie einer angemessenen Lehrform bedient und die Lehrmittel zweckmäßig benutzt", so ist das gar nicht möglich, wenn der Inspektor nicht in der Lage ist, dem Lehrer das richtige Verfahren in praxi vorzumachen. Freilich, ich weiß es wohl: von dieser Auffassung der Sache wollen die meisten Geistlichen, zumal die älteren, nichts wissen. „Nicht das bischen Methode, sagen sie, ist die Hauptsache, sondern auf den ganzen Geist, der in der Schule herrscht, kommt es an, und ferner darauf, daß der Lehrer und Pastor ein gutes persönliches Verhältnis zu einander haben." Nun, ich meinerseits unterschätze beides gewiß nicht; aber ich muß dabei bleiben: wenn die geistliche Schulaufsicht nicht zur bloßen Farce herunterſinken soll, muß der Pastor eben Inspektor sein, d. h. er muß auch die Methode in allen Disziplinen zu beurteilen in der Lage sein. Ja, wenn unsere Schulen noch Lektions-

Digitized by Google

pläne hätten, wie deren einer aus dem Jahre 1818 von einer zweiklassigen Schule mir vorliegt! Die Knabenklasse hat da vormittags nur zwei Stunden Unterricht, der wesentlich Religionsunterricht ist. Sonnabends z. B. ist vorgeschrieben: „Gesang und Gebet. Evangelium und Epistel gelesen und besprochen. Ein aufgegebenes Lied hergesagt und erklärt. Wiederholung. Ein Exempel gerechnet, wenn noch Zeit ist.“ Aber diese Zeiten sind vorüber, und es ist gut, daß sie vorüber sind. Damals übersah wirklich jeder Geistliche den gesamten Schulbetrieb mit Leichtigkeit — aber heute? Man darf es getrost behaupten: Bei den ungeheuren Fortschritten, die das Leben der Volksschule auf allen Gebieten in den letzten acht Dezennien gemacht hat, wird es für jeden gewissenhaften Geistlichen immer schwieriger, sich auf dem Gebiete der Volksschule auch nur auf dem Laufenden zu erhalten.

Doch wozu denn überhaupt noch so viele Worte verlieren über die geistliche Schulaufsicht, da sie ja ohnehin über kurz oder lang aufhören wird zu sein? Im Programm der heutigen Lehrerwelt ist „Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht“ einer der allerersten Sätze. Und im Abgeordnetenhause haben sich neuerdings selbst Leute wie Kropatschek und Stöcker damit einverstanden erklärt. Was will man mehr? Worauf wartet man noch? Auf Geld wartet man. Sobald man Geld genug zu diesem Zwecke hat — darüber ist bei Kundigen kein Zweifel — fällt die geistliche Schulaufsicht ohne Sang und Klang. Das

Digitized by Google

Urteil ist ihr längst gesprochen. Haben wir Geistlichen das zu beklagen? Ich denke nicht. Nur muß man sich gewöhnen, Person und Sache sorgfältig zu unterscheiden: Es ist ja nicht zu leugnen, daß unter den Lehrern eine Anzahl von einer gewissen Feindschaft nicht nur gegen die Pastoren, sondern ebenso sehr gegen die Kirche erfüllt sind. Die Beweise für diese Behauptung sind mehrfach erbracht, z. B. in dem Büchlein „Die radikale Lehrerpresse", das sich nur mit dem Hessenlande beschäftigt. Auch wer, wie ich, lange Zeit die preußische Lehrerzeitung gelesen, wird um Beweise nicht verlegen sein. Ja, selbst solche Werke, die Anspruch auf wissenschaftliche Haltung machen, wie des Seminarlehrers Konrad Fischer zweibändige „Geschichte des Volksschullehrerstandes" ergeben, ohne es zu wollen, manchen Beleg. Indessen ich meine: es ist auch hier dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Schmähen die Lehrer uns persönlich — wohl uns, wenn wir wissen, was 1. Petri 2, 21—23 geschrieben steht und danach handeln. Schmähen sie unsere Kirche, so offenbaren sie nur, weß Geistes Kinder sie sind und man sollte Mitleid mit solch' armen Menschen haben. Im übrigen aber beweist es die Geschichte auch sonst, daß zur Zeit des heißesten Kampfes — und um die geistliche Schulaufsicht wird gerade in unseren Tagen am heißesten gekämpft — dem Munde und der Feder wohl manches Wort entfährt, hüben wie drüben, was zu verwirklichen Niemandem im Ernst eingefallen ist. In unserem Falle heißt das: Wenn die Lehrer rufen: „Weg

Digitized by Google

mit den Pastoren!“ so wollen sie zwar den Geistlichen als ihren Aufseher los sein, aber nicht als ihren Seelsorger und Prediger — Ausnahmen bestätigen die Regel. — Und wenn sie rufen: Trennung der Kirche und der Schule! so meinen sie doch nicht, daß die Kirche sich auch nicht um den Religionsunterricht zu kümmern hätte, welcher in der Schule erteilt wird. Und in der That: hier ist der Punkt, auf welchen die geistliche Schulaufsicht der Gegenwart sich zu beschränken hat; auf welchen sie aber auch einen gesetzlichen Anspruch hat kraft der Verfassung des Staates, wenigstens in Preußen. Die Inspektion des Religions-Unterrichtes wird den Pastoren als Beauftragten ihrer Kirche immer verbleiben müssen. Damit sollen sie sich begnügen, und alles andere gerne fahren lassen in der freudigen Anerkennung, daß die Volksschule bei der Zahl und dem Umfange ihrer Disziplinen heutzutage einer besonderen Kraft bedarf, die sich ihrer Aufsicht ausschließlich widmet. In diesem Sinne sagte ich vorhin, daß die Geistlichen es nicht zu beklagen haben, wenn ihnen die Schulaufsicht abgenommen wird. Thäten sie es doch, so hieße das nichts anders, als sie beklagten den Fortschritt der Volksschule. Ich bemerke nur noch, ehe ich diese mehr prinzipiellen Erörterungen schließe, daß m. E. die Kirche vollkommen zufrieden sein kann, wenn ihr bei einer demnächst eintretenden Neuregelung der Schulaufsicht diejenige Stellung zufällt, die Dörpfeld ihr in seiner letzten Schrift zuweist: „Das Fundamentstück einer gerechten, gesunden, freien und friedlichen Schul-

Digitized by Google

verfassung." Wer sich dafür interessiert, mag's dort nachlesen.

In anderer Hinsicht freilich haben die Geistlichen viel Grund, sich zu beklagen in ihrer Stellung als Schulaufseher. Es wäre wünschenswert gewesen, in dem wogenden Kampfe zu zeigen, auf welcher Seite die Behörden stehen. Aber es verlautete nichts von Derartigem. Es wurden und werden immer noch einerseits möglichst viel Kreisschulinspektoren im Hauptamt, anderseits möglichst viel Lokalschulinspektoren im Nebenamt angestellt. Über Jenes jubelt die Lehrerpresse; dieses soll zur Beruhigung der Geistlichen dienen. In neuester Zeit sind einzelne Bezirksregierungen etwas kühner vorgegangen mit Verfügungen in dem Sinne, daß an zwei- und mehrklassigen Schulen dem Rang- oder Dienstältesten Lehrer ein Teil der Pflichten des Schulaufsehers übertragen wird, ohne daß dieser Teil dem Schulaufseher abgenommen wird. Auch wird man lange suchen können in den Zeitungen, ehe man irgend ein anerkennendes amtliches Wort über die Geistlichen in ihrer Thätigkeit als Schulaufseher findet; während sonst jede Gelegenheit bei Lehrer-Versammlungen u. s. w. benutzt wird, den Herrn irgend etwas Verbindliches zu sagen. Angesichts solcher Dinge versteht es sich nur zu gut, wenn die Geistlichen immer mehr dahin gelangen, daß sie ihr Amt als Schulleiter niederlegen. Zu wünschen wäre hierbei nur mehr Unterstützung seitens der Vorgesetzten. Wenn von Klagen der Geistlichen über die Lehrer die Rede war, so denke ich

Digitized by Google

dabei in erster Linie an die Undankbarkeit, deren diese sich vielfach schuldig machen. Denn so sehr ich zugebe, daß die fachtechnische Vorbereitung der Geistlichen zum Amt eines Schulleiters ungenügend ist, so muß ich doch auch hervorheben, daß in allem Übrigen der Geistliche stets der Freund und gute Kamerad des Lehrers gewesen ist bis auf diesen Tag. Ausnahmen fehlen nicht, aber es bleiben eben Ausnahmen. Freilich ist darüber nie viel in die Zeitungen gekommen oder sonst in die Öffentlichkeit, aus ehrenwerten Gründen. Aber wer z. B. nur die Pfarrakten unseres Jahrhunderts durchsieht, der weiß, was ich meine. In dieser Hinsicht können die Geistlichen es ruhig abwarten, ob sich später die Landlehrer unter einem schneidigen Vorgesetzten, der aus ihren Reihen hervorgegangen ist, wohler fühlen werden. Aber es zeigt sich an manchen Orten schon jetzt, daß das Wohlbefinden so groß nicht sein wird. Bilden sich doch z. B. Rektoren- und Hauptlehrer-Vereine, die von den andern Lehrer-Vereinen mit Spott und Hohn übergossen werden. Und wer einen Blick in das kollegialische Verhältnis an mehrklassigen Schulen, die einem Rektor oder Hauptlehrer unterstellt sind, gethan hat, der weiß, daß für Friede und Einigkeit dort noch viel Raum ist. Mir selbst hat mehr wie ein Lehrer bereits geklagt: „Ja die Methode verstehen unsere Rektoren besser als die Pastoren. Das ist richtig. Im übrigen aber erfährt man von ihnen eine Behandlung, die oft sonderbar genug berührt.“ Doch es ist nicht nötig, sich den Kopf der Lehrer hierüber zu zerbrechen.

Digitized by Google

Vom ersten Tage meines Lokalschulinspektorates an habe ich mich für die Person und die Arbeit des Lehrers insonderheit interessiert. Bei mehr wie Einem fiel mir trotz äußerer Fertigkeiten ein Mangel an Gründlichkeit auf, der überraschen mußte. Nicht, daß man von ihnen nur Vorzügliches erwartet hätte — die Zahl derer, die nur eine „Drei" in ihren Seminarzeugnissen haben, ist selbstverständlich bei ihnen größer als die Zahl derer, die eine „Zwei" oder gar eine „Eins" davongetragen: aber wo wäre das nicht so? — nein, was ich meine, ist dies: sie wissen auf vielen Gebieten Bescheid, jedoch auf keinem ordentlich. Das hängt mit ihrem Bildungsgange zusammen, den man nicht loben kann. Der Vorwurf der Vielwisserei richtet sich also hiergegen, nicht gegen die einzelnen Lehrer, die nur ein Opfer der vorhandenen Einrichtung sind. Wer sich den Lehr- und Lektionsplan unserer preußischen Präparanden-Anstalten und Seminare angesehen hat, und wer auch sonst mit Seminaristen gesprochen hat über ihre Zeiteinteilung und ihre verschiedenen Pensen, der weiß, daß nicht leicht Anstalten gefunden werden, auf denen so viel gearbeitet wird, wie hier; der begreift aber auch, daß nicht die Hälfte von dem Durchgenommenen wirklich verdaut werden kann. Es ist Drill ad hoc, aber keine Anleitung zu selbständiger, wissenschaftlicher Arbeit. Und was die Seminaristen selbst betrifft, so leben sie oft wie in einem Kloster, ohne genügenden Kontakt mit der übrigen Welt. Und man muß für die meisten hinzufügen: vom Dorf ins Internat, vom Internat

Digitized by Google

auf's Dorf. Vergegenwärtigt man sich diesen Bildungsgang, alsdann versteht man so manche Ecken und Halbheiten bei ihnen, und man übersieht sie gern. Dringend wünschen aber muß jeder wahre Lehrer- und Schulfreund, daß das recht bald anders wird. Wie aber? Man verlange von jedem, der auf's Seminar aufgenommen werden will, daß er eine höhere Bürgerschule absolviert habe. Das Seminar beschränke sich in zweijährigem Kursus auf methodische Durcharbeitung des vorhandenen Wissensstoffes und auf Anleitung zu mustergiltigem Unterricht. Als neue Disziplinen treten nur auf die geschichtspädagogischen und die Psychologie. Diese Vorschläge sind ja nicht neu — wie denn das Wort „Reform" nirgends so oft gehört wird heute, wie auf dem Schulgebiete — aber ob sie so bald realisiert werden, steht dahin.

Ich hatte immer sagen hören: wer die Schule hat, der hat die Zukunft, und das Wort: der preußische Schulmeister hat die Schlacht bei Königgrätz gewonnen, lag mir stets in den Ohren. Was ist's um die Bedeutung der Volksschule? dachte ich. Welchen Einfluß übt sie auf unser Volksleben aus? Fürwahr, es ist für jeden Lehrer ein erhebendes Gefühl, das für manches Kleinliche und Peinliche in seinem Amtsleben entschädigt, zu sehen, wie die Kinder an seinem Munde hängen, ihm jedes Wort von den Lippen nehmen. Wie leuchten die Augen, wenn er ihnen die Helden des Vaterlandes schildert in ihrem Werden, Wachsen und Handeln! Wie gerührt sind die Herzen, wenn er ihnen vom barmherzigen und vom

Digitized by Google

leidenden Heilande erzählt. Wie hurtig und munter sind die Kleinen, wenn sie im Rechnen einander zu überflügeln trachten! In der Hand eines geschickten Lehrers sind die Kinder wie Wachs, er kann alles aus ihnen machen — wirklich? Auch außerhalb der Klasse? Man muß die Kinder nur in der Pause, auf dem Spielplatze beobachten, während sie sich unbeobachtet glauben; man muß hören, was sie sich erzählen; wie sie sich's erzählen, in ihrem platten Dialekt nämlich, um sehr bald dahinter zu kommen, daß der Einfluß der Schule auf die Kinder gar nicht ein so großer ist, als man gemeiniglich glaubt. Ich weiß, daß diese Behauptung für eine arge Ketzerei verschrieen werden wird, aber trotzdem ist sie richtig, für alle Dorfschulen wenigstens. Man erwäge: Sechs Jahre ist das Kind bereits alt, wenn es zur Schule kommt. Die Richtung seines Charakters ist in diesem Alter schon eine erkennbar ausgeprägte, bestimmte. Das wird Jeder zugeben, wer jemals unsere Dorfkleinen aufmerksam beobachtet hat. Sie bringen ihr Urteil über den Lehrer, über die Schule bereits mit, wie sie es zu Hause von Eltern und Geschwistern gehört haben. Sie bringen auch all' ihre Unarten mit. Vor Allem aber, sie bringen ihre eigene Sprache mit. Sobald sie in die Schule eintreten, treten sie in eine neue Welt ein, in der sie nie ganz heimisch werden. Was sie lernen, lernen sie aus Zwang. Sie müssen still sitzen, aber ungern thun sie's. Sie dürfen nicht schimpfen, schelten, nicht schlagen und raufen; aber es ist nur die Furcht, die sie davon zurückhält. In der

Digitized by Google

Pause atmen sie ordentlich auf. Da leben sie wieder in ihrem Elemente; und vollends daheim, ja, da ist die Schule Nebensache, da werden die häuslichen Aufgaben so rasch wie möglich erledigt, indem Einige sie machen, die Anderen sie abschreiben. All' die Ermahnungen, die der treue Lehrer, je nach Gelegenheit des Unterrichtes, ihnen gegeben hat, sind in den Wind, sobald die Kinder die Schulthür hinter sich haben. Ist z. B. den Kindern das siebente Gebot erklärt worden, und hat der Lehrer das gethan mit spezieller Beziehung auf die Verhältnisse, in denen die Kinder leben; glaubt er, seiner Klasse das Herz erwärmt zu haben, weil er selbst mit Wärme zu derselben redete; giebt er sich der Hoffnung hin, daß heute gewiß kein Kind stehlen wird, weil ihm ja das Gewissen in der Erinnerung an die feierliche Rede seines Lehrers schlagen würde — ach! es ist ja bitter, Jemanden aus seinen Illusionen reißen zu müssen: aber es ist thatsächlich so, daß fünf Kinder von zehnen noch an demselben Tage von ihren Eltern den Auftrag erhalten, einen Korb Gras zu holen vom Felde; von welchem Flurstück, braucht nicht erst gesagt zu werden, die Kinder wissen das ohnehin: „denn", so lautet die Moral, „das Gras und die Fische und das Holz läßt der liebe Gott für Alle wachsen. Das stiehlt man nicht, das nimmt man ja nur, wo man es findet." Und so in vielen andern Fällen. Summa: Glauben, Sitte und Willen bringen die Kinder zur Schule mit; und die Schule ändert nur in den seltensten Fällen etwas daran. Hier geht es dem Lehrer

Digitized by Google

mit seiner erziehlichen Thätigkeit, wie dem Geistlichen mit seiner Predigt: der Erfolg alles Bemühens ist, menschlich angesehen, oft gleich Null. Ich sage: menschlich angesehen. Denn ich weiß wohl, daß eine planmäßige, liebevolle Einwirkung auf Herz und Willen, sei es der Kinder, sei es der Erwachsenen nie ganz vergeblich ist. Und überdies, was den Vergleich des Lehrers mit dem Pastor betrifft, hat der Lehrer in seinem Beruf eine Freude immer: er sieht doch, wie es in formaler Beziehung, d. h. in den Kenntnissen vorwärts geht mit seiner Klasse — wo sieht etwas Ähnliches der Geistliche? Und hier, aber hier auch fast ausschließlich, ruht der Einfluß der Volksschule auf das Volksleben, auf der formalen Seite. Wir unterschätzen diese formale Beeinflussung gewiß nicht — aber gegenüber dem stolzen Wort, wer die Jugend hat, der hat die Zukunft, möchte ich dringend vor Überschätzung derselben warnen. Schon nach dem bisher Gesagten ist klar: die Volksschule hat die Jugend eben nicht. Sie hat sie aber auch dann nicht, wenn man nur auf das Zeitverhältnis blickt: Fünf Stunden von den vierundzwanzig des Tages sind die Kinder nur dem Einfluß der Schule unterstellt. Ferner: In vielklassigen Systemen der Volksschule macht sich neuerdings eine Bewegung zu Gunsten des Fachsystems geltend. Sollte dieses jemals siegen, so wird der Einfluß der Schule fast absichtlich zu einem nur formalen heruntergedrückt; während das bei der sogenannten Durchführung der Klassen nach Möglichkeit vermieden wird. Der sicherste Weg für die Schule,

Digitized by Google

Einfluß auf die Jugend zu gewinnen, wäre der, daß die Lehrer sich um Wohl und Wehe der Kinder außerhalb der Schule bekümmerten; daß sie in den Verkehr mit den Eltern träten — aber das geschieht in den seltensten Fällen. Selbst sehr treue und gewissenhafte Lehrer erklärten mir in dieser Beziehung: „Herr Pastor, dazu habe ich weder Zeit noch Lust. Wenn ich meine fünf Schulstunden gehalten und meine Hefte korrigiert habe, dann bin ich gerade müde genug. Trotzdem muß ich, um zu existieren, noch ein bis zwei Privatstunden geben. Und Sie wissen ja, wie viel ich dabei verdiene, ganze fünfundzwanzig Pfennige pro Stunde.“ Ich habe darauf nichts erwidert. Erzählen aber muß ich hier, um meine Behauptung zu stützen, folgendes Erlebnis: Es mögen vier Jahre her sein, da starb in O. ein Schulmädchen von 12 Jahren. Am Abend vor dem Begräbnistage zog der Lehrer mit sämtlichen Mädchen seiner Klasse vor das Trauerhaus und sangen die Lieder: „Was Gott thut, das ist wohl gethan“; „Jesus, meine Zuversicht“ und „Laßt mich gehen“. Es läßt sich nicht sagen, welch' tiefen Eindruck das auf alle Anwesenden machte. Es war die beste Religionsstunde, die dieser brave Lehrer je gehalten, und die Herzen der trauernden Eltern, ja die Dankbarkeit der ganzen Gemeinde gehörten ihm von Stund an.

Der Lehrer in M. war ein im Umgange freundlicher und im Amte tüchtiger Mann. Er that alles, um mich mit den Verhältnissen des Dorfes, in dem er schon fünf

Digitized by Google

Jahre war, bekannt zu machen. In allen Familien hatte er Zutritt und die jungen Burschen des Dorfes rechneten es sich zur Ehre an, mit ihm zu verkehren — die jungen Mädchen freilich auch. Die machten förmlich Jagd auf ihn, da er unverheiratet war. Ich habe es seitdem öfter beobachtet: in wie großer sittlicher Gefahr steht doch ein junger unverheirateter Lehrer auf dem Lande! Es ist kein Wunder, wenn ab und zu in den Zeitungen steht, daß Lehrer N. wegen sittlicher Vergehen aus dem Amte entfernt sei, sondern ein Wunder ist es, daß das nicht viel öfter notwendig wird. Man muß es erlebt haben, welche Fallen ihm gestellt werden! Kommt er in eine Familie zu Besuch, so dauert es gar nicht lange und er ist mit der Tochter des Hauses allein — die andern haben notwendig draußen zu thun. Muß das junge Mädchen in den Stall, das Vieh zu füttern, so ladet sie den Herrn Kantor ein, ihr dabei zu helfen u. s. w. Nimmt man hinzu, daß der junge Mann bisher, von der Präparande bis zum Ende seiner Seminarzeit, fast hermetisch von bildendem, edlem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte abgeschlossen ist und sich nun, während seine Phantasie rege ist, mit einem Male dem Kultus des Fleisches in aller Form gegenüber sieht, so ist die Gefahr oft sehr groß. Mein braver Lehrer in O. erklärte mir eines Tages rund heraus, nachdem ich mich mit ihm über seine allzufrühe Verlobung unterhalten: „Herr Pastor, eine reine Liebe zur Braut ist oft das einzige Mittel auf dem Lande, um rein zu bleiben.“ Er hatte Recht. Der Lehrer in M.

Digitized by Google

hatte ein scharfes, klares Urteil über diese Dinge im Dorfe und ich habe mich oft und eingehend mit ihm darüber unterhalten. Und wie war er dankbar, wenn ich ihn zu mir einlud, um zu musizieren oder pädagogische Themen zu besprechen! Es ist durchaus notwendig, daß junge, unverheiratete Dorflehrer am Pfarrhause eine Stütze und einen Halt finden. Um so tiefer betrübte es mich, als ich kurze Zeit nach meinem Weggange von M. hörte, der Lehrer sei seines Amtes entsetzt. Auf dem Filial G. war anfangs ein verheirateter Lehrer, dem ich es nachrühmen muß: er war um so eifriger im Amte, je weniger ich inspizierte. Die Methode war nicht seine starke Seite — dafür hatte er den absolutistischen Grundsatz: Die Methode bin ich. Und in der That! man mußte ihn sehen, wie er mit seiner ganzen Person bei der Sache war, etwas wortreich, aber immer voll Wucht und Überzeugung, um ihn gern gewähren zu lassen. Es war nicht Angst, sondern Kraftverschwendung, wenn ihm der Schweiß von der Stirn rann. Nie werde ich es vergessen, als er einst in meiner Gegenwart das vierte Gebot behandelte und über den Undank der Kinder gegen die Eltern sprach. Er that das so eindringlich und setzte den armen Kindern so zu, daß ihrer Mehrere zu weinen anfingen. Und das war sein Kraftwort: „Ich sage euch, liebe Kinder, schrie er förmlich heraus, wenn ich von euch mal hören sollte, daß ihr eure Eltern schlecht behandelt, pfui!“ — und dabei spuckte er kräftig aus und faßte einzelne Knaben derb beim Kopfe —, „dann werde ich vor euch so machen, wenn ihr mir begegnet,

Digitized by Google

und ich werde euch verachten". Mit gelassener Stimme fuhr er dann, nachdem er tief Atem geholt, fort und erzählte die Geschichte jenes Kindes, dessen Hand zum Grabe heraus wächst, weil es seine Mutter geschlagen. Entsprechend diesem seinem Verfahren war es nun auch, als er eines Sonntags mit mir über die Predigt sprach und meinte: Herr Pastor, es hat mir ganz gut gefallen, was Sie in der Predigt gesagt, aber wissen Sie, nach meiner Meinung sollten Sie mehr Wunden aufreißen. Das würde die Leute noch mehr packen und sie würden dann mehr weinen". Seine Ansicht ging näher dahin, ich müßte die Leute mehr an das Traurige, Schmerzliche in ihrem Leben erinnern, dann würden sie mehr gerührt sein und würden lieber in die Kirche kommen. Der Nachfolger dieses treuen Lehrers war ein Schulamtskandidat, der auf seinem Bücherbrett vor allem Schillers Werke in Prachtband stehen hatte. Mit seiner sonstigen Wissenschaft war es nur schwach bestellt; um so besser dagegen mit seinen Pfeifen und Tabaksbeuteln. Umgeben von ungeheuren Wolken lag er auf dem Sofa, als ich unvermutet in sein Zimmer trat. Herbart und die Musik, so verriet er mir bald, waren seine beiden Ideale. Also ein Philosoph und ein Künstler, dachte ich. Das kann gut werden! Leider hat weder Herbart noch die Muse es zu hindern gewußt, daß ihr Anbeter die zweite Prüfung zunächst nicht bestand. In diesem jungen Manne trat mir zum ersten Male „die wissenschaftliche Pädagogik der Neuzeit", wie er sich bescheiden ausdrückte, entgegen. Du lieber Himmel, welch' unverdautes

Digitized by Google

Zeug! Er hatte auf dem Seminar etwas von „formalen Stufen“ und von „Gesinnungs-Unterricht“ gehört — aber absolut keine Ahnung von dem Zusammenhange oder der Begründung dieser Theorie. Und so habe ich es später noch öfter gefunden. Junge Lehrer werfen mit Herbart-Ziller'schen Schlagworten um sich, ohne die Sache recht beurteilen zu können. Herbart selbst spricht es deutlich aus, daß seine Psychologie und Pädagogik auf seiner Metaphysik beruhe. Sie müsse man studieren, um das Andere zu verstehen. Und nun frage ich: Ist ein Seminarist im stande, Herbarts Metaphysik zu verstehen? Ich sage hier nichts gegen diese Metaphysik — dazu ist hier nicht der Ort — aber ich sage, daß man sich gegen Herbart wie gegen die Seminaristen versündigt, wenn man Theorieen und Hypothesen behandelt wie Thatsachen und Gesetze, an denen nicht zu rütteln sei. Davon, daß Herbart, Ziller, Stoy, Kern, Rein, Willmann, Dörpfeld ꝛc. je verschiedene Stufen zählen mit verschiedenen Benennungen, haben die Leutchen meist keine Ahnung. Es genügt und klingt ja so schön, von der „wissenschaftlichen Pädagogik der Neuzeit“ zu reden! Als ich unserem Herbartianer einst die Aufgabe stellte, die Geschichte von Martha und Maria nach den formalen Stufen zu behandeln, verwechselte er Zielangabe mit Zusammenfassung (System) und begann mit Letzterem. Für meine Belehrung war er unzugänglich, bis ich ihn mit dem Buche in der Hand überzeugte. Wie kann denn auch ein Pastor etwas von Herbart'scher Pädagogik verstehen! „Das liegt ja gar nicht drinn“,

Digitized by Google

pflegt mein Nachbar zu sagen, wenn er eine Zeitungsnachricht mit Kopfschütteln aufnimmt. In der Musik war unser Freund nicht weniger großartig. Sein Seminarzeugnis lautete im Orgelspiel auf „im ganzen gut". Diese Zensur berechtigte ihn, nur Bach'sche Fugen und „was sonst der Geist eingiebt", auf der Dorf-Kirchen-Orgel vorzutragen. Mit vollem Werk und viel Pedalgebrauch erregte er die Bewunderung von Jung und Alt. „Der kann's, Herr Pastor", raunte mir der Cymbelträger zu. „Unser alter Lehrer brachte so etwas freilich nicht fertig". Eines Sonntags begleitete mich der sehr musikverständige Pastor, der bei mir zu Besuch war, nach G. Ich hatte ihm kein Wort von dem Orgelspieler gesagt. Aber nachdem wir wieder auf dem Heimwege waren, meinte er: „Kannst du denn das nicht ändern?" fragte er mich. „Absolut nicht, der Mann ist zu sehr von seinem Können überzeugt." Merkwürdig ging's mir mit einem andern Herrn, der nicht auf einem preußischen Seminar gewesen. Er war von denen, die ihr Nichtwissen hinter einem Phrasenschwall zu verbergen suchen. Er hatte ein überaus sicheres, gewandtes Auftreten im Verkehr, wodurch er eine Zeit lang den Kreisschulinspektor sehr für sich eingenommen hatte. Ich saß ihm, sobald ich seine Kniffe durchschaut, gewaltig auf dem Dache mit Inspizieren. Mehrere Male traf ich ihn statt in der Klasse in der Kneipe. Natürlich machte das keinen guten Eindruck auf ihn, und er wurde schließlich, da er sich nie sicher vor mir fühlte, förmlich wütend auf mich. Die Sachen standen zwischen uns

Digitized by Google

beiden so, daß es nur einer Anzeige meinerseits bedurft hätte, um ihn auf eine andere Stelle zu bringen. Doch that ich das nicht, sondern bat im Vertrauen einen seiner Kollegen, ihn zu beeinflussen und ihm das Unhaltbare seiner Stellung klar zu machen. Inzwischen wurde ich versetzt und habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. Wohl aber bekam ich — unglaublich, aber wahr — einige Zeit danach einen auf Folioformat geschriebenen Brief von ihm, der so lautete: „Sie sind nun fort von hier und alle Welt freut sich darüber. Bilden Sie sich ja nicht ein, daß Sie von irgend Jemandem vermißt werden, am allerwenigsten von mir. Es geht ohne Sie auch. Sie haben meinen Kollegen zum Seelsorger über mich bestellt, wie ich erfahren habe. Der kann sich um sich bekümmern und Sie auch. Mit wenig Verehrung Ihr K." Es stand noch mehr in dem Briefe, doch das Mitgeteilte sind die Kraftstellen. Ich packte das opus ein und schickte es dem Kreisschulinspektor mit der Bitte, den Brief zur Kenntnis der Regierung zu bringen. Doch indem der Kreisschulinspektor mir anheim stellte, letzteres selber und direkt zu thun, fragte er zugleich an, ob ich nicht zufrieden sein würde, wenn der Missethäter veranlaßt würde, bei mir schriftlich Abbitte zu thun. Ich lehnte das ab und bat nur, daß Hochwürden die Angelegenheit erledigen möchte, wie er es für gut befände. Darauf bekam ich Abschrift desjenigen Ukas, der an Herrn K. ergangen war. In O. lernte ich einen alten Lehrer kennen, für den ich stets die größte Hochachtung empfand. Er war noch aus Dinters Schule und hing

Digitized by Google

daher noch sehr an dem elenden Sokratisieren, und sein Religionsunterricht war durchaus rationalistisch. Prangten doch auf seinem Bücherbrett Zschokke's Stunden der Andacht vor Allem. Aber hiervon abgesehen, welch ein Mann! Die personifizierte Pflicht in jeder Beziehung! Wir wurden sehr bald Freunde, und er erzählte mir aus seinem Leben, das an Entbehrung und Enttäuschung so reich gewesen — ein wahres Märtyrertum. Eines Tages gingen wir zusammen spazieren. Da begegnete uns der junge Lehrer vom Nachbardorfe, ein wahrer Patentmensch! Kneifer, Renommierstöckchen, Stege an den Beinkleidern, spitze Schuhe mit weißen Strümpfen, und ein Anzug, hellgrau, an dem auch nicht ein Fältchen zu sehen war. „Sehen Sie", sagte da mein alter Freund zu mir, „wie sich die Zeiten ändern! Die wissen nicht, wie sie leben heutzutage. Vor fünfzig Jahren mußte ich mit 100 Thalern auskommen. Ich habe manches Mal mit meiner Frau des Abends ein Stück trocken Brot gegessen und ein halbes Ei. Und was waren wir glücklich, wenn uns der liebe Gott nur die Kinder gesund ließ!" Ehe ich dies Kapitel schließe, will ich aus dem Schulleben in O. nur noch ein Erlebnis erzählen, bei dem der brave Nachfolger meines alten ehrwürdigen Freundes beteiligt war. Derselbe kam eines Tages hochgradig erregt zu mir mit einem langen Zettel in der Hand. „Herr Pastor, es ist zu schlimm; ich schäme mich, es Ihnen zu erzählen." „Na, was ist denn los? Nur heraus damit." „Gestern kam ich gegen 1 Uhr an der Schule vorbei und hörte auf dem Kloset-

Digitized by Google

raum sprechen und lachen. Ich schleiche mich heran, blicke durch eine Spalte und sehe, wie die beiden Knaben X. und Y. nackend aufeinander liegen, während X. zu Y. sagt: So, nun will ich mal den Ochsen spielen, nun legst Du dich unten hin. Die Thür war von innen abgeriegelt, und als ich klopfte, dauerte es eine ganze Weile, ehe geöffnet wurde. Ich habe die beiden Knaben verhört in der Klasse und dabei herausgebracht, daß auch noch diejenigen, die ich hier aufgeschrieben habe, dasselbe mit einander treiben. Ich möchte Sie bitten, die Untersuchung nun selbst in die Hand zu nehmen." Das that ich denn auch, und mit Hilfe der Eltern kam ich dahinter, daß 17 Kinder, teils Knabe mit Knabe, teils Knabe mit Mädchen, Ochse und Kuh, wie die Einen sagten, oder Bock und Ziege, wie die Andern es nannten, „gespielt" hatten, und zwar meistens daheim in der Scheune oder im Stalle. Die meisten Eltern begriffen gar nicht, um was es sich handelte und eine Mutter meinte: „Es sind ja nur Kinder. Was verstehen die davon. Das ist nur Spielerei." Derselbe Lehrer teilte mir mit, daß er in seiner Klasse — er hatte die Kinder vom ersten bis vierten Schuljahr — eine Anzahl Bilder und Papierstückchen konfisziert habe, auf denen die obskönsten Dinge gestanden. Doch da im nächsten Kapitel dies Gebiet noch berührt werden muß, so sei es hier damit genug.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Es ist ausgemacht unter allen praktischen Theologen, daß neben der Predigt die Seelsorge weitaus die wichtigste Arbeit der Geistlichen sei. Ja, man darf sogar weitergehen und sagen, daß fleißige Seelsorge die Voraussetzung für jede gute Predigt ist. Wer sich die Predigt nicht aus der Gemeinde holt, wird kaum für seine Gemeinde der rechte Prediger sein. Wenn hingegen die Predigt die Zusammenfassung dessen ist, was der Geistliche in der Woche, die hinter ihm liegt, in seiner Gemeinde gehört, gesehen, erlebt und erfahren hat; wenn das Alles, ohne persönlich zu werden, in das Licht des göttlichen Wortes gestellt und so unter ewigen Gesichtspunkten zur Aussprache gebracht wird, dann wird solche Predigt verstanden; sie geht nicht über die Köpfe hinweg, sondern in die Herzen hinein. Sie wirkt wahrhaft aufbauend, erbaulich. Sehe ich die Sache so an, dann werde ich freilich oft genug die Perikopenreihe, über die ich predige, unterbrechen müssen — aber was thut's? Die Texte sind um der Gemeinde willen, und nicht die Gemeinde um der Texte willen da. Ist z. B. in der Gemeinde eine epidemische Krankheit, die viele Kinder hinrafft, an deren Betten ich gestanden, so ist es für mich ganz selbstverständlich, daß die nächste Predigt ausführlich hierauf Bezug nimmt. Ist ein Selbstmord oder irgend ein

Digitized by Google

Unglücksfall vorgekommen, der ein Menschenleben gefordert; ist die Gemeinde erregt über eine ruchlose Brandstiftung oder sonst ein Verbrechen; droht die Ernte infolge anhaltender ungünstiger Witterung zu verderben — immer ist die Predigt dazu da, der Gemeinde die Richtlinien für eine christliche Beurteilung zu bieten. Ich habe es nie verstanden, wie ein Geistlicher an solchen Ereignissen im Gemeindeleben vorübergehen kann, ohne sie in der Predigt zu berühren; vielleicht nur deshalb nicht, weil der Text, den er sich Montags gewählt, dazu keine Gelegenheit bietet. So ist für mich der Segen treuer Seelsorge die warmherzige Predigt des kommenden Sonntages.

Aber was ist Seelsorge? Wer eine Definition erwartet, den verweise ich auf die Lehrbücher für praktische Theologie, vor Allem auf den alten Hüssell: „Über das Wesen und den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen", bei dem immer noch das Beste zu finden ist, was die Theorie über unseren Gegenstand bisher aufgestellt hat. Nur wird auch hier die Vorfrage nicht gestellt, ohne deren Beantwortung m. E. jeder, der Seelsorge treibt, im Dunkeln tappt oder in ein zielloses Experimentieren gerät, ich meine die Frage nach dem Wesen der Seele. Es ist ja klar: man kann für die Seele nicht sorgen, an ihr nicht arbeiten, ohne zu wissen, was die Seele ist. Psychologie ist die Voraussetzung für die Psychagogie. Hier kann der Geistliche noch viel vom Schullehrer lernen. In der Pädagogik ist seit Herbart Psychologie die Grundwissenschaft.

Digitized by Google

Natürlich: wer auf des Kindes Seele einwirken will, muß wissen, was an Vorstellungen, Willen und Gefühlen bereits in der Seele des Kindes lebt. Sollte es anders in der Seelsorge sein, die man kurz als die neben der Predigt hergehende christlich-kirchliche Erziehung der Gemeindeglieder, sowohl der Mündigen als der Unmündigen, definieren kann? Darum raten wir allen Ernstes, daß jeder Geistliche sich eine gründliche Kenntnis der Psychologie und ihrer Geschichte aneigne. Sie allein bewahrt ihn davor, mit falschen Maßstäben an seine Gemeinde heranzutreten; sie allein leitet ihn an, erst zu beobachten und, dann zu urteilen und ein Neues zu versuchen. Dabei verschlägt es nicht viel, welchem System der Geistliche zunächst sein Studium zuwendet, ob dem Aristotelisch-Wolff'schen oder dem Herbart'schen oder dem Benek'schen u. s. w. Die Hauptsache ist die Anleitung zur Beobachtung des inneren Lebens, und die geben alle Systeme in gleicher Weise, wenn auch natürlich mit verschiedener Motivierung.

Gelegenheit zu fleißiger Beobachtung geben dem Geistlichen die Hausbesuche, und ich als Dorfpastor habe in diesen Hausbesuchen immer meine vornehmste Arbeit gesehen. Es gilt, nicht nur die Kranken zu besuchen, sondern sämtliche Dorfbewohner in regelmäßigem Turnus. Von Krankenbesuchen und anderen Anlässen abgesehen, habe ich es stets so einzurichten gesucht, daß ich jährlich in jedes Haus wenigstens zwei- bis dreimal kam, je nach der Größe des Dorfes. An diese Besuche gewöhnen die Leute sich bald, und es fällt auf, wenn der Pastor lange

Digitized by Google

Zeit mal nicht dagewesen ist. „Sie sind wohl böse mit uns, Herr Pastor?“ „Wieso?“ „Ja, weil Sie so lange nicht bei uns gewesen sind.“ Was die Jahreszeit betrifft, innerhalb deren diese Hausbesuche stattfinden, so ist zu bedenken, daß der Bauer vom April bis Oktober meist auf seinem Felde zu thun hat. Der Geistliche muß sich hiernach richten und seine Besuche vor allem im Herbst und Winter machen.

Gegenstand der Seelsorge sind sämtliche Gemeindeglieder, sagte ich vorhin, Mündige wie Unmündige, also: die Kinder im vorschulpflichtigen Alter, die im schulpflichtigen, die Jünglinge und Jungfrauen, die Verheirateten, und insonderheit die Alleinstehenden, Witwer, Witwen u. s. w. Daß auf meine Fürsorge auch die Kinder, die noch nicht zur Schule gehen, Anspruch hätten, das fiel mir lange Zeit nicht ein, bis ich durch allerlei Erlebnisse darauf geführt wurde. In M. waren die Tagelöhner meist unverheiratete junge Leute, oft aus Polen und Westpreußen. Die Kinder der Bauern blieben unter der Obhut der Großmutter oder des Großvaters oder einer alten Muhme daheim. Ganz anders war es in O. Hier ging ich während der Erntezeit zufällig einst durch's Dorf. Es war gegen vier Uhr Nachmittags. Die Sonne schien heiß hernieder. Da lagen eine Anzahl kleiner Kinder auf der Straße, dem glühenden Sonnenbrande ausgesetzt und schliefen. Einige waren nur mit dem Hemde bekleidet. Ein andermal fand ich zwei kleine Mädchen im Alter von vier und fünf Jahren auf dem Düngerhaufen liegen.

Digitized by Google

Sie schliefen vortrefflich. Die Mutter war auf dem Felde. Aufmerksam auf diese Verhältnisse geworden, ging ich auch in die Häuser hinein. Was fand ich? Gewiß, wo ein größeres Schulkind auf die kleineren Geschwister achtete, herrschte leidliche Ruhe und Ordnung. Vielfach aber waren die Kleinen sich selbst überlassen, und dann sah's bunt genug aus. Kam ich Vormittags, so steckten die jüngsten Kinder noch im Bett und prügelten sich gegenseitig durch. Dabei herrschte eine Luft und ein Staub zum Ersticken. Kam ich Nachmittags, so trieben sie sich meist auf dem Hofe oder in den Ställen umher. Zuweilen fand ich die Hofthür auch verschlossen, hörte in der Stube aber einen Heidenlärm, und es dauerte eine Weile, bis mir geöffnet wurde. Dann wieder fand ich auch Kinder, die den ganzen Tag im Dorfe herumlungerten, von einer Gasse zur andern. Manche Eltern schlossen aus Furcht vor Handwerksburschen und Zigeunern ihre Kinder auch ein, so daß dieselben aus der Stube nicht herauskonnten. Hierbei passierte einst Folgendes. Eine Mutter hatte, ehe sie aus dem Hause ging, noch etwas eingeheizt, damit die Kleinen, wenn sie aufstünden, nicht frieren sollten; zugleich aber die Gelegenheit benutzt und an dem Ofen etwas Wäsche aufgehängt zum Trocknen. Jedenfalls war nun der Ofen zu heiß geworden, so daß die Wäsche zu glimmen und zu dampfen angefangen hatte. Um sich vor dem Rauch zu schützen, waren die kleinen Kinder wieder in's Bett gekrochen und hatten fürchterlich geschrieen. Eine Frau, die vorbeigegangen und das Rufen gehört hatte,

Digitized by Google

holte mich zur Hilfeleistung. Ich fand das kleinste Kind dem Erstickungstode nahe, während das größere bei meinem Eintritt rasch unter das Bett kroch und schrie: „Ich bin's nicht gewesen, ich bin's nicht gewesen!“ Nicht selten fand ich auch Kinder mit Streichhölzern spielen, und ich wundere mich heute noch, daß es unter diesen Verhältnissen nicht öfter auf den Dörfern brennt. Viermal ist während meiner Amtszeit in O. auf diese Weise Feuer entstanden, wenn es auch immer rechtzeitig unterdrückt wurde, so daß die Polizei nie etwas davon erfahren hat. Es klingt hart, ist aber nichtsdestoweniger wahr, daß eine große Anzahl Kinder von Tagelöhnern, ehe sie nur zur Schule kommen, schon vollständig verwahrlost sind. Eben der Umstand, daß diese Kinder sich so lange selbst überlassen sind, bietet die Erklärung dafür. Manchen Kindern, die eben erst schulpflichtig geworden, liegt das Herumbummeln so sehr im Blute, daß sie mit Gewalt zu einem regelmäßigen Schulbesuch angehalten werden müssen. Bei dem Bummeln sind ihre Gedanken so sehr zerstreut worden, daß der Lehrer seine liebe Not mit solchen Kindern hat. Während der Durchschnitt in ungefähr einem Jahre lesen lernt, lernen es diese armen Geschöpfe kaum in drei bis vier Jahren.

Es stand bei mir fest: Hier mußt du eingreifen, das darf so nicht weitergehen. Willst doch mal sehen, was deine Amtsbrüder dazu meinen. Nun, und was meinten sie? „Lieber Bruder, Sie haben ganz recht, die Zustände sind schlimm, und in Ihrer Gemeinde vielleicht noch nicht

Digitized by Google

am schlimmsten: Aber wie wollen Sie es ändern? Das Einzige, was helfen könnte, wäre eine Kleinkinderschule. Sehen Sie zu, ob Sie die zu stande bringen. Mir ist es nicht gelungen." Der das sagte, war ein Geistlicher von bewährter Tüchtigkeit und Treue seit 25 Jahren. Aber „bange machen gilt nicht", dachte ich. Eine Kleinkinderschule soll und muß in O. zu stande kommen.

Ich besprach die Sache zunächst mit dem sehr einsichtsvollen Schulzen, der mir jede mögliche Unterstützung versprach, vor allem Geld aus der Kommunalkasse. Sodann beriet ich mit dem Gemeindekirchenrat, und fand auch hier Verständnis für den Schritt, den ich thun wollte. So dauerte es gar nicht lange, und die Sache hatte sich im Dorfe herumgesprochen: „Der Pastor will eine Kleinkinderschule errichten. Was ist denn das für ein Ding? Nun, da sollen die Kinder schon ein bischen lesen und schreiben lernen, damit sie nicht gar zu dumm sind, wenn sie zum Kantor müssen. Ach! die armen Würmer! sollen die nun schon vom dritten Jahre ab lernen! Nein, der Pastor macht's immer schlimmer! Na, meine Kinder schicke ich nicht in diese Marterschule, das steht baumfest." Empfindsame Mütter und unverständige Männer hatten sich also bereits ihren Vers gemacht, und das Kindlein war schon verurteilt, ehe es nur geboren war. Doch ich ließ mich nicht abschrecken. Ich beraumte zuerst eine Männer-Versammlung in der Schenke an und setzte den zahlreich Erschienenen auseinander, was ich wollte, warum ich es wollte, und wie ich mir die Ausführung der Sache

Digitized by Google

dächte. Was den Geldkostenpunkt betraf, so fügte ich hinzu, daß das zum Aufenthalt der Kinder geeignete Haus mit großem Rasengarten von der Kommune gemietet werden würde; daß auch eine geeignete Frau bereits gefunden sei, die die Aufsicht über die Kinder führen solle. Um dieselbe zu bezahlen, sei es nur nötig, daß jede Familie, die ihre Kinder schicke, wöchentlich zehn Pfennige bezahle, ganz gleich, ob sie ein oder mehrere Kinder schicke. Da die Kleinkinderschule immer nur vom 1. April bis 1. Oktober gehalten werden solle, also in einer Zeit, wo jeder Geld verdiene, so würde es Niemandem schwer werden, diese zehn Pfennige wöchentlich aufzubringen. Es wurde kein Widerspruch laut, nachdem ich geendet.

Viele stimmten zu. Einer meldete sich sogar regelrecht zum Wort und erklärte: „Ich bin dafür, was der Herr Pastor gesagt hat. Wenn ich meine Kinder unter Aufsicht weiß, kann ich ohne Sorgen mein Haus verlassen. Dafür bezahle ich gern zehn Pfennige, so sauer ich sie mir auch erst verdienen muß.“ Nachdem ich noch einige Fragen, die gestellt wurden, beantwortet, entließ ich die Versammlung mit der Bitte, es möchten nun die Männer ihren Frauen klar machen, um was es sich handelte. Vor Allem möchten sie hinzufügen, daß die Kleinen nichts lernen, sondern nur vor Schaden behütet werden sollten. Ich würde in vierzehn Tagen noch einmal eine Versammlung abhalten und dann hören, wer seine Kinder in die neue Schule schicken wolle. Es ging Alles über Erwarten gut. In der nächsten Versammlung erklärten sich Alle

Digitized by Google

für die neue Schule. „Herr Pastor, am 1. April können Sie anfangen, die Kinder kommen alle", rief mir Jemand zu, der sich besonders von Anfang an für die Sache interessierte. In dem Hochgefühl, etwas Großes erreicht zu haben, ging ich nach Hause. Mein braver Lehrer, der mich begleitete, sagte unterwegs: „Von dieser Kleinkinderschule hoffen auch mein Kollege und ich Nutzen zu haben, da die Kinder dann nicht mehr so verwildert in die Klasse eintreten. Deshalb werden auch wir Beide uns an der Aufsicht mit beteiligen, wenn Sie erlauben, Herr Pastor." „Sehr angenehm." An demselben Abend kam der Schulze zu mir und sagte: „Herr Pastor, nun müssen Sie aber auch eine Liste herumschicken, in welche diejenigen sich einzeichnen, die ihre Kinder wirklich schicken wollen. Zugleich müssen sich in dieser Liste die Eltern verpflichten, wenigstens das erste Vierteljahr wöchentlich 10 Pfg. postnumerando zu zahlen. Denn eher kann ich das Haus, in dem die Schule ihr Unterkommen finden soll, doch nicht mieten!" „Natürlich, Herr Schulze, schicke ich die Liste herum, gleich morgen; das ist ja eine Kleinigkeit." „Herr Pastor", fiel er mir ins Wort, „sagen Sie das nicht. Die Liste ist die Hauptsache. Ehe nicht Jemand unterschrieben hat, glaube ich nicht, daß er seine Kinder schickt. Ich kenne meine Pappenheimer!" Und der gute Schulze hatte Recht. Die Liste ging herum und — — Niemand zeichnete sich ein. Ich war starr. Wie war das möglich? Sie hatten ja doch alle zugesagt! Das Einzeichnen in die Liste war doch rein formeller Art! Ich ging selbst zu den Leuten

Digitized by Google

und erkundigte mich nach der Ursache der Zurückhaltung. Und was erfuhr ich? Wie auf Verabredung bekam ich überall dieselbe Antwort, die man auch schon dem Boten, welcher die Liste herumgetragen, gegeben hatte: „Nein, Herr Pastor, wir verkaufen unsere Kinder nicht!“ „Wieso verkaufen?“ „Nun, für'n Groschen wöchentlich gebe ich meine Kinder nicht an Frau N., daß die sie beaufsichtigt. Dazu sind mir meine Kinder viel zu lieb. Das wäre ja die reine Sklaverei.“ Und dabei blieb es. Aus der Kleinkinderschule ist nichts geworden, so lange ich in O. war. Ich habe es seitdem noch öfter erfahren auf dem Dorfe: Nur nicht unterschreiben! Nur nicht schriftlich den Bauer zu etwas verpflichten wollen. Dann wird aus der besten Sache nichts, wenn er es irgendwie verhindern kann. Was er in den feierlichsten Worten gelobt — sobald er es mit der Unterschrift seines Namens bekräftigen soll, tritt er von der Sache zurück. Die Geschichte erzählt, wie Kloster-Geistlichkeit und Adel den des Lesens unkundigen Bauer manches haben unterschreiben lassen, was ihn um Haus und Hof brachte, oder ihm Zehnten, Zins und Fröhne auferlegte. Zu spät merkte der Bauer den Schaden, aber er wurde mißtrauisch. Ob es nicht heute noch dasselbe Mißtrauen ist, wenn der Bauer sich so schwer entschließt, seine Unterschrift zu irgend etwas zu geben?

Noch nach einer anderen Richtung setzte ich meine Bemühung um die Kinder fort. Ich habe am Schluß des vorigen Kapitels erzählt, wie etliche Kinder Kuh und Ochse, oder Ziege und Bock mit einander gespielt. Sie

Digitized by Google

haben damit nur gethan, was sie alle Tage sehen. In sexuellen Dingen ist der Bauer harmlos. Das gehört eben mit zur Wirtschaft, und alles, was dazu gehört, können die Kinder gar nicht früh genug kennen lernen, meint er. So giebt er seinen Kindern den Auftrag, die Ziege behufs Begattung zum Bock zu bringen, der beim Hutmann im Stalle steht. Dem Kinde, welches die Ziege führt, schließen sich unterwegs andere Kinder an, Knaben wie Mädchen von 3—14 Jahren. Der Bock wird aus dem Stalle herausgelassen auf die Straße und die Kinder schauen zu. Vorbeigehende Erwachsene rufen ihnen allerlei, was witzig sein soll, zu. Zu Hause erzählen die Kinder alles wieder. Wenn der Kommunebulle auf den Hof geführt wird, zu demselben Zweck, stehen Jung und Alt dabei, und der Vater unterhält sich in Gegenwart der Kinder mit dem Hirten über Dinge, die nicht vor Kinderohren gehören. Ja, wenn die Kuh kalbt, oder die Ziege lammt, oder das Pferd fohlt, hat's der Bauer gern, wenn seine zwölf- bis vierzehnjährigen Kinder dabei sind, um allerlei Handgriffe zu lernen. Denn wenn das Kind mal heiratet und eine eigene Wirtschaft und Vieh im Stalle hat, muß es in allen diesen Dingen tüchtig Bescheid wissen. Auf dem Dorfe, so sagt der Bauer, muß Jeder sich selbst helfen. Und der richtige Bauer muß auch zuweilen den Arzt und den Hirten ersetzen können. Nach alle dem wird man es begreifen, wenn mein Eifer, hier Wandel zu schaffen, vollständig erfolglos blieb. Ich habe eindringlich und oft mit verständigen Eltern unter vier Augen über diese Dinge

Digitized by Google

gesprochen; gebeten, man möchte doch vor Kinderaugen und -Ohren solche Dinge nicht sehen und hören lassen, aber erreicht habe ich nichts. Ich sagte vorhin, der Bauer ist in diesen Dingen harmlos. Dafür nur noch einige Belege. Bei meinen Hausbesuchen traf ich einst eine Familie beim Abendbrot. Die Mutter hatte das kleinste Töchterchen, ein Kind von drei Jahren auf dem Schoße. Während des Gesprächs, das ich mit den Eltern führte, war das Kind heruntergefallen und schrie nun unter dem Tische. „Bist wohl gefallen?" fragte die Mutter. „Ja", weinte die Kleine. „Wohin denn?" erkundigte sich die Mutter, indem sie zugleich das Kind aufhob. Die Antwort lautete prompt: „Auf den A....", wofür die zärtliche Mutter die Kleine herzte und drückte. „Ach, du schlaues, kleines Luderchen!" fügte der Vater hinzu. Ein andermal zeigte mir eine angesehene Bauersfrau die Räume ihres Hauses. „Und hier schlafen wir", mit diesen Worten öffnete sie die Thür zu einer geräumigen Kammer, in welcher vier Betten standen. „In diesem schlafe ich mit meinem Mann, in dem schlafen Hulda und Alma, dort Clara und dort hinten Carl." Die Kinder waren sämtlich erwachsen, im Alter von 15—21 Jahren. Nicht selten begegnet es auch, daß eine Mutter, die ihr Kleinstes an der Brust hat, mit Stolz sagt: „Sehen Sie mal, wie das Schindluderchen — ein Wort, mit welchem der Bauer seiner größten Zärtlichkeit Ausdruck giebt — schon trinkt!"

Ist es mir auch nicht gelungen, den Kleinsten zu Liebe eine Kleinkinderschule in's Leben zu rufen, so muß

Digitized by Google

ich anderseits dankbar bekennen, daß die Kleinsten meine besten Helfer bei meinen Hausbesuchen gewesen sind. Mit großer Regelmäßigkeit nämlich lenkten die Mütter, Großmütter, Tanten oder ältere Geschwister meine Aufmerksamkeit auf die Thatsache, daß „Ännechen" oder „Lieschen" oder „Carlchen" auch schon beten könnten. „Bete mal, mein Kind!" mit diesen Worten legt die Mutter die Händchen ihres Lieblings in einander und spricht ihm vor: „Ich bin klein u. s. w. Das Kind stammelt nach: „Ich klein, Herz rein, wohnen Jesus allein, Am." So habe ich denn ungesucht das beste seelsorgerische Gespräch im Gange, über das Gebet. Oder ich weise ebenso ungesucht darauf hin, was es heiße: „Niemand soll drinn wohnen al Jesus allein." Oder ich erinnere daran, wie ja Jesus, unser Heiland, vor Allem die Kinder so lieb gehabt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen u. s. w., und ermahne die Eltern, das nun auch ja zu thun, woraus sich ein Gespräch über Kinderzucht, ihre Schwierigkeiten, ihren Segen, ebenso ungezwungen ergiebt. Häufig führen die Eltern, ohne es zu wollen, das Gespräch selber weiter, in dem sie klagend ausrufen: „Ja, Herr Pastor, Sie haben wohl recht, daß die kleinen Kinder Einem viel Freude machen, aber wie wird's, wenn sie erst groß sind." Hier braucht der Geistliche nur zuzugreifen, um nie in Verlegenheit über seelsorgerische Gespräche zu geraten. Manches Mal rufen die Kleinsten ihrer Mutter zu, wenn sie den Pastor sehen: „Mutter! Pastor! Bimbaum!" Das soll heißen: „Mutter, ich habe den Pastor in der Kirche gesehen, wo die Glocken

Digitized by Google

bimbaum läuten.“ An schönen Sommer-Nachmittagen bringen ja die Mütter ihre Lieblinge gern mit in die Kirche. Welch' prächtige Gelegenheit bietet nun nicht dieses Kinderwort, mit den Erwachsenen über Kirchengehen und Gottesdienst zu reden! Nicht weniger Dank schuldet der Geistliche den Kindern, welche die Schule besuchen, da sie ihm immer Anknüpfungspunkte zu seelsorgerlichen Gesprächen geben. Er braucht nur zu fragen: „Was habt ihr heute, gestern, diese Woche im Katechismus, in der biblischen Geschichte, im Kirchenliede gehabt?“ und auf die Antwort näher, fragend, erläuternd, ermahnend einzugehen. Solch kleinem Examen hören die Erwachsenen gern zu und beteiligen sich wohl auch ab und zu mit Antworten daran. Von hier aus das Gespräch so zu wenden, daß Alle etwas davon haben, dazu gehört nur geringe Kunst. Die Schulkinder insonderheit anlangend, so habe ich es mir stets angelegen sein lassen, sie zur Höflichkeit und gesittetem Betragen auf der Straße gegen Jedermann anzuhalten. Es muß ihnen gezeigt werden, wie sie anständig zu grüßen haben; und wie häßlich es aussieht, wenn sie mit den Händen in den Hosentaschen einhergehen. Auch über würdiges Betragen und Verhalten in der Kirche, während des Gottesdienstes sind sie zu belehren. In Summa: Je mehr der Geistliche sich um die Kinder bekümmert, desto mehr Stoff zu seelsorgerischen Gesprächen mit den Eltern hat er; und desto eher kommt er Letzteren nahe. Es ist ein alter Erfahrungssatz: der Weg zu den Herzen der Eltern führt durch die Kinder.

Digitized by Google

Es ist keine üble Rede, wenn die Leute im Dorfe von ihrem Pastor sagen: „Die Kleinsten hat er lieb, und die Schulkinder hält er in Zucht.“ Sobald die Schulkinder den Konfirmanden-Unterricht besuchen, treten sie in das engste seelsorgerische Verhältnis zu dem Geistlichen. Denn Konfirmanden-Unterricht ist Seelsorge κατ' ἐξοχήν. Ist er etwas anderes, so taugt er nicht. Durch den Charakter der Seelsorge unterscheidet er sich von allem Religions-Unterricht in der Schule. Es kommt nicht darauf an, den Kindern viel neue Sprüche und Lieder beizubringen, sondern die Aufgabe ist, das Stoffpensum der Schule für Herz und Leben den Kindern fruchtbar zu machen, indem dem Einzelnen gezeigt wird, wie die Sache, um die es sich jeweilig handelt, ihn angeht. „Was hast Du zu thun nach diesem Wort?“ „Was sagt der Heiland Dir?“ „Wovor warnt er Dich?“ „Wodurch hat Jesus Dir seine Liebe bewiesen?“ Durch solche Fragen, die sich an Gemüt, Willen und Herz der Kinder direkt wenden, wird der Unterricht zu einem Zwiegespräch zwischen Geistlichen und Kindern. Dadurch wird das Bewußtsein, daß auch sie Rechte und Pflichten auszuüben wie zu erfüllen haben, in den Kindern geweckt. Es geht ihnen eine Ahnung auf von der Wahrheit: „Ich für Gott; Gott für mich.“ Muß der Konfirmanden-Unterricht von Anfang an Seelsorge sein, so will es sich m. E. wenig schicken, wenn der Gang desselben der des Katechismus, also der der Schule ist. Denn die Seelsorge hebt nicht mit dem Gebot an, sondern mit dem Gebet; nicht mit dem

Digitized by Google

„Du sollst", sondern mit dem „ich liebe Dich". Was Gott für die Kinder gethan und noch alle Zeit thut, das gilt es zur Darstellung zu bringen, also Geschichte des Reiches Gottes, vor Allem die Geschichte Jesu Christi. Ich meines Teiles habe seit Jahren den Konfirmanden-Unterricht so erteilt, daß ich immer das Leben Jesu nach Einem der vier Evangelisten zu Grunde legte, und ich darf versichern, daß der Katechismus, zumal die Gebote, dabei nicht zu kurz weggekommen sind. In den ersten zehn oder zwölf Stunden überzeugte ich mich, ob Text und Erklärung der fünf Hauptstücke bei den Kindern festsaßen, und ob das Wortverständis, überhaupt das grammatische, gehörig vermittelt war. Von da ab haben die Kinder den Katechismus nie wieder in die Hand bekommen, sondern nur noch die Bibel. Es ist hier nicht der Ort, im Einzelnen meinen Gang darzulegen. Das soll, so Gott will, anderwärts geschehen; aber den Versuch, das Leben Jesu zum Mittelpunkt des Unterrichts zu machen, kann ich nur empfehlen. Meint aber jemand, weil es nun einmal so üblich ist, sich eng an den Katechismus anschließen zu müssen, so möchte ich wenigstens raten, sich mit dem Lehrer, welcher den Katechismus-unterricht erteilt, in Verbindung zu setzen, und sich von ihm sagen zu lassen, welche Sprüche er hat lernen lassen, und welche Erklärungen er zu einzelnen Lehrstücken gegeben hat. Geschieht diese Verständigung nicht, so kann es vorkommen, daß die Kinder übermäßig viel Sprüche lernen, oder bei derselben Sache verschiedene Erklärungen sich

Digitized by Google

merken müssen, wodurch sie nur verwirrt werden und nichts ordentlich behalten. Um mich zu überzeugen, wie weit die Kinder das durchgenommene Pensum verstanden, ließ ich von Zeit zu Zeit eine Anzahl Fragen schriftlich beantworten. Die Hälfte der Antworten war leserlich und lesenswert — aber o weh! die andere Hälfte! Immer wieder und wieder habe ich die Erfahrung machen müssen, von der ich schon einmal gesprochen, daß ein großer Prozentsatz Kinder von Haus aus so verwahrlost sind, daß weder der Lehrer noch der Geistliche viel mit ihnen anfangen können. In O. war, als ich hinkam, die Sitte, daß die Neukonfirmierten am Palmsonntage sich gegenseitig nachmittags und abends besuchten, bei welcher Gelegenheit sie dann von den Eltern mit Kaffee, Schnaps, Bier, Grog und einem eigentümlichen Getränk, Nekuß genannt, halb Grog, halb Bier, traktiert wurden. Man kann sich denken, in welchem Zustande die Kinder sich befanden, nachdem sie in fünfzehn bis zwanzig Häusern gewesen waren und überall das verschiedenste Zeug durch einander getrunken hatten. Zur Feier des Tages sollen sie vielfach groben Unfug auf den Straßen getrieben haben. Ja, einige hat man lärmend nach Hause getragen, „damit sie ihren Rausch ausschlafen.“ Ich änderte das dadurch ab, daß ich Palmsonntag Nachmittag Eltern, Paten und Kinder zu einem Spaziergang einlud, bei schönem Wetter; oder, bei ungünstiger Witterung, zu einer Familienfeier in einem großen Zimmer der Schenke, wo mit Hilfe des Lehrers Lieder gesungen, Ansprachen gehalten und Spiele

Digitized by Google

ausgeführt wurden. Meine Bitte an die Eltern, des abends ihre Kinder zu Hause zu behalten, fand stets willige Aufnahme. Eine andere Unsitte war die, daß die Neukonfirmierten am zweiten Osterfeiertage gern zu Gevattern genommen wurden, wobei die Pärchen dann so ausgesucht wurden, wie die Taufmutter meinte, daß sie behufs späterer Heirat zu einander paßten. Nachmittags ging's natürlich auf den Tanzboden. Auch hier griff ich in der Weise ein, daß ich mir in der letzten Konfirmandenstunde von jedem Kinde versprechen ließ, vor Ablauf eines Jahres das Recht der Gevatterschaft nicht ausüben, und vor Ablauf eines Vierteljahres nicht auf den Tanzboden gehen zu wollen. Am Tage der Konfirmation selbst teilte ich jedes Mal der Gemeinde mit, was die Kinder auf meine Bitte mir versprochen und bat, denselben keine Schwierigkeiten, ihr Versprechen zu halten, bereiten zu wollen. Ich habe hiermit nur gute Erfahrungen gemacht in O.

Nach den Kindern kommen die Jünglinge und Jungfrauen als Gegenstand der Seelsorge. Auf allen Dörfern, die ich kenne, ist der Verkehr der jungen Leute beiderlei Geschlechts ein unglaublich freier. Sie sind zusammen aufgewachsen, zusammen in die Schule gegangen, zusammen konfirmiert worden, Einer kennt die Charaktereigenschaften des Andern sehr genau. Warum sollten sie nicht nach der Konfirmation mit einander verkehren? Die Burschen gehen abends zu den Mädchen, und die Mädchen kommen auch zu den Burschen, sie zu besuchen. Ohne daß viel

Digitized by Google

darüber gesprochen wird, weiß das junge Mädchen oft schon vor der Konfirmation, wen es heiraten will. Nach der Schulzeit spricht es mit Eltern und Großeltern ganz offen darüber, welcher junge Mann wohl in die Wirtschaft paßt, d. h. welcher ebensoviel oder mehr Morgen Ackerland hat wie sie selbst. Hat er weniger, so ist es kein „Gegner"; hat sie weniger, so ist sie für ihn „nicht schwer genug". Während des Sommers sehen und besuchen sich die jungen Leute nur Sonntags Abend. In der Woche ist keine Zeit. Da heißt's des morgens früh raus und abends ist man „hundemüde", sodaß jeder gern früh zur Ruhe geht. Sprichwörtlich ist ja auf dem Dorfe die Redensart: „Mit den Hühnern aufstehen und mit den Hühnern zu Bette gehen." Ist Sonntags Tanz, dann ist es ganz selbstverständlich, daß die Alten gegen elf Uhr nach Hause gehen, während „das junge Volk" noch lustig weitertanzt bis 1 oder 2 Uhr. Alsdann bringt jeder Bursche sein Mädchen, und wären sie beide erst 15 Jahre alt, nach Hause, d. h. sie gehen noch lange nicht nach Hause, sondern gehen vor's Dorf und setzen sich in's Grüne. „Je nun", sagt die kluge Mutter, „man muß die jungen Leute gewähren lassen. Man kann sie doch nicht immer auf den Buckel (=Rücken) schnallen! Wir haben's seiner Zeit auch nicht anders gemacht." Der Vater kümmert sich nicht darum, wann seine Kinder nach Hause kommen. „Das ist Weibersache." Hat er ja Mal etwas gemerkt, so darf die Tochter sicher darauf rechnen, daß die Mutter ihr schon „aus der Patsche" hilft. Was der Sommer nicht ermöglichte, den

Digitized by Google

täglichen Verkehr der jungen Leute mit einander, das bietet der Winter um so reichlicher in den Spinnstuben. Die Hochsaison derselben ist in den Monaten Dezember bis Februar. Lucus a non lucendo — gesponnen wird nicht, sondern getrunken, gelacht, gescherzt und Unfug getrieben. Jedes anständige Mädchen muß ihre Genossinnen wenigstens zweimal jeden Winter einladen. Die Burschen werden nicht eingeladen, denn sie stellen sich von selbst ein. Ich habe gegen die Spinnstuben als solche nie geeifert, denn der Geselligkeitstrieb steckt zu tief in der menschlichen Natur, als daß er sich austreiben ließe. Mein Bemühen hat sich immer nur darauf gerichtet, die Spinnstuben so zu gestalten, daß nicht die 14jährigen mit den 21jährigen zusammenkommen, sondern daß vielmehr die 14—16jährigen zusammen in eine Spinnstube gehen; sodann die 16—18jährigen; und endlich die 18—21jährigen für sich. Ferner habe ich darauf hingearbeitet, daß diejenigen Eltern, in deren Hause Spinnstube gehalten wird, nicht an dem Abende ausgehen, sondern hübsch zu Hause bleiben, um auf Ordnung zu halten. Um diese beiden Punkte durchzusetzen, habe ich jedes Jahr, wenn die Zeit der Spinnstuben herannahte, eines Sonntags von der Kanzel herab, nach der Predigt, meine Anliegen in Form einer herzlichen Bitte an Eltern und junge Leute wiederholt und sodann nicht versäumt, mit den jungen Mädchen noch insonderheit ein Wort unter vier Augen darüber zu reden. Die jungen Leute kamen meiner Bitte, wenn auch ungern, nach. Mehr Widerstand

Digitized by Google

fand ich bei den Eltern, obwohl ich ihrer Etliche für meine Ansicht gewann.

Das öde Treiben in den Spinnstuben hatte es mir schon lange als Pflicht erscheinen lassen, den jungen Leuten eine edlere Geselligkeit zu bieten und ich beschloß, für die Mädchen einen Jungfrauen- und für die Burschen einen Jünglings-Verein ins Leben zu rufen. Bereitwillig stellte auch hier, wie bei der Kleinkinderschule, der Lehrer seine Mitarbeit in Aussicht. Bei dem Jungfrauen-Verein wollten sogar die Frau Kantor und meine Frau ihre Kraft zur Verfügung stellen. Gesagt, gethan. Der Jünglings-Verein trat unter dem Namen „Gesang-Verein" und der Jungfrauen-Verein unter dem Namen „Strick- und Näh-Verein" in's Leben. Wöchentlich war je eine Versammlung in der großen Stube der Schenke. Für Feuerung und Licht hatten wir nichts zu bezahlen. Die Beteiligung war eine überaus rege: alle jungen Mädchen und Burschen von 14 bis 21 Jahren kamen. Hier waren es 16, dort 28 Mitglieder. Im Gesang-Verein waren die Stimmen so gut vertreten, daß sofort vierstimmig geübt werden konnte. Der Kantor leitete den Verein, ich gehörte ihm als einfaches Mitglied an. Als solches erbot ich mich, kleine Deklamatorien und Theaterstücke mit den jungen Leuten einzuüben. Der Jubel war groß. Alles sang und deklamierte nach Herzenslust. Am Ende des Winters war eine kleine Festlichkeit in Aussicht genommen, wodurch der Eifer Aller noch bedeutend gesteigert wurde. Ebenso war's in dem Näh- und Strick-Verein. Hier leiteten die beiden

Digitized by Google

Frauen das Ganze. Der Kantor und ich waren einfache Mitglieder. Jener übte mit der Geige zweistimmige Lieder ein, ich die Deklamatorien und kleinen Theaterstücke. Es war eine wahre Lust, dem fröhlichen Treiben zuzusehen und ich dankte Gott, der mir das hatte gelingen lassen. Die Zusammenkünfte dauerten immer von 7½ bis 10 Uhr Abends. Dann gingen Alle nach Hause. So glaubte ich wenigstens lange Zeit, bis ich zufällig eines andern belehrt wurde. Ich hatte einst lange vergeblich auf ein Glas Bier gewartet, so daß ich schließlich hinunter in die Gaststube ging, es mir selbst zu holen. Zu meiner großen Verwunderung saßen die jungen Burschen in corpore und warteten auf die Mädchen, die oben strickten, deklamierten und sangen, um, wenn sie fertig, mit ihnen noch in die Spinnstube zu gehen. Ich sagte nichts; bat aber die Mädchen, ehe ich sie entließ, direkt nach Hause zu gehen, in der Erwartung, es würde auch geschehen. Und in der That gingen Alle mit uns nach Hause. Wirklich? Ein Teil, ja; die jüngsten nämlich. Die andern kehrten wieder um, nachdem sie die Pfarrhausthür hatten abschließen hören und gingen in die Schenke zurück zu ihren Burschen und von da in die Spinnstuben. Ein ander Mal, als der Gesangverein zusammen war, kamen Schneebälle an die Fenster geflogen. Auf meine Frage, was das zu bedeuten habe, antwortete einer der jüngsten ganz harmlos: „Herr Pastor, das sind die Mädchen, die warten auf uns, daß wir kommen sollen in die Spinnstube.“ Da hatte ich den Erfolg meiner Liebesmüh. Ja,

Digitized by Google

es kam noch besser. Je näher die kleine Feier am Ende des Winters rückte, umsomehr quälten mich einige junge Burschen, ob sie nicht ein Stück eigner Wahl deklamieren dürften. „Warum nicht?“ sagte ich, „nur muß ich es vorher mal durchlesen.“ „Gewiß, Herr Pastor, es ist ganz anständig.“ Ich las und was fand ich? Eine äußerst schmutzige berliner Hintertreppen-Liebesgeschichte. Da ich dergleichen natürlich von der Deklamation ausschloß, so kamen einige Burschen nicht wieder und — die Feier fiel in's Wasser. Die der jungen Mädchen fand zwar statt und erregte allseitige Freude, aber damit war es auch genug. Die Erfahrungen, die ich mit meinem Jünglings- und Jungfrauen-Verein gesammelt, ermutigten mich nicht wieder, es noch ein Mal zu versuchen. Und wenn ich heute auf meine damaligen Vereinsbestrebungen zurückblicke, so kann ich das Schicksal derselben nicht ein mal mehr bedauern. Ich muß vielmehr sagen: Jünglings- und Jungfrauen-Vereine sind auf dem Dorfe gar nicht nötig. Jedenfalls überwiegen die Schattenseiten die Lichtseiten. In der Stadt haben diese Vereine den Zweck, allein stehenden jungen Leuten ein Heim, eine Stätte zu bieten, wo sie sich wohl fühlen, seitdem der Meister sie nicht mehr bei sich wohnen läßt; den Zweck, die jungen Leute mit ihres Gleichen zusammen zu führen und so ihnen das Gefühl der Vereinsamung zu benehmen. Auf dem Dorfe fallen alle diese Gründe fort. Da leben selbst Knecht und Magd mit der Familie ihres Herrn, der Lehrling mit der seines Meisters zusammen. Und was

Digitized by Google

die religöse Belehrung und Erbauung anlangt, so hat auf dem Dorfe Jeder jeden Sonntag Gelegenheit dazu. Niemand hindert die jungen Leute am Kirchengehen, vielmehr freut sich Jeder, wenn sie das Gotteshaus aufsuchen wollen. Außerdem werden auf den Dörfern, wenigstens in O. und vielen anderen, mit der konfirmierten Jugend von 14 bis 18 oder 20 Jahren observanzmäßig noch kirchliche Unterredungen gehalten, deren Charakter wesentlich ein seelsorgerischer ist. In O. kamen viermal im Jahre die jungen Mädchen und ebenso oft die jungen Burschen zu diesen Unterredungen. Es genügt daher m. E. auf dem Dorfe vollständig, wenn der Geistliche bei seinen Hausbesuchen die jungen Leute in ein verständiges, ernstchristliches Gespräch zieht. Zudem kann er bei besonderen Anlässen den Einzelnen jeden Augenblick in seiner Wohnung aufsuchen.

Ich dachte schon lange nicht mehr an meine Vereinsgründungen, als eines Tages im Gespräch Jemand die Frage an mich richtete: „Wissen Sie, Herr Pastor, warum Ihre Vereine auseinander gegangen sind?“ „Nun, weshalb denn?“ „Weil Sie die jungen Leute fromm machen wollten. Und das wollten sie sich nicht gefallen lassen, da sie ja nicht schlecht seien.“ Ich erfuhr des weiteren, daß es die jungen Leute sehr verdrossen hatte, wenn der Kantor oder ich zuweilen eine Ansprache gehalten hatten, worin die Gefahren der Jugend geschildert und die Mittel angegeben wurden, wie dieselben zu vermeiden seien. Das hatte nach bekannter bäuerlicher Manier dieser

Digitized by Google

oder jener auf sich bezogen, sich getroffen gefühlt und gemeint, er sei nach des Pastors oder Kantors Urteil so schlecht, daß er besonderer Ermahnungen bedürfe. Hinter unserem Rücken waren dann Reden gefallen wie diese: „Dazu sind wir nicht hier, uns etwas vorpredigen zu lassen.“ „Was den Herrn Kantor betrifft, so kann sich der um sich bekümmern, denn er hat doch auch eine Braut.“ „So etwas mag wohl in großen Städten vorkommen, aber doch nicht bei uns.“ Genug, ich erfuhr, daß die Vereine in dem Rufe von Besserungs-Anstalten gestanden hatten, auch vielfach bei den Eltern, und darum mit mißtrauischen Augen angesehen worden waren.

Eine besondere Gelegenheit, mit den jungen Leuten als Seelsorger zu reden, bietet sich jedes mal dann, wenn sie als Brautleute zum Pfarrer kommen, um das Aufgebot zu bestellen. Das sogenannte Brautexamen war zwar nicht mehr üblich, aber ohne ein ernstes Gespräch über Segen und Mühe im Ehestande, über Frieden und Einigkeit, über Gottvertrauen und Gebet habe ich die Verlobten nie entlassen, wenn ich über den Erfolg mich auch nie Illusionen hingegeben habe. Denn die Gedanken der jungen Leute laufen in ganz anderer Richtung. In welcher? Man erinnere sich an das, was ich oben über den Verkehr der Geschlechter ausgeführt habe, man wird es verstehen, wenn ich sage: Die Brautleute kommen nicht eher zum Pfarrer, bis sie müssen, d. h. bis die Braut sich Mutter fühlt. Der Pastor darf das aber unter keinen Umständen erfahren, damit er den Defl orierten nicht Kranz und Sträußchen

Digitized by Google

versagt, und sie ohne Geläut und Orgelspiel zur Kirche müssen. In vielen Dörfern und so auch in O. ist nämlich die Sitte, daß „ehrliche", d. h. noch nicht defloricrte Paare Anspruch auf die genannten Ehren haben, zu denen beim Aufgebot noch die Prädikate „Junggesell" und „Jungfrau" kommen. „Ehrlich" will die Braut unter allen Umständen getraut sein, so lange ihre Schwangerschaft äußerlich noch nicht sichtbar ist. Der Bräutigam wird mit Thränen und Vorwürfen so lange bearbeitet, bis er seine Zustimmung dazu giebt, den Pastor um jeden Preis zu belügen. Von meinem Vorgänger in O. hatte ich die Einrichtung überkommen, daß die Brautleute ein Protokoll unterzeichnen mußten, in welchem sie unter andern darauf hingewiesen wurden, daß sie, falls sie die ehrliche Trauung zu Unrecht beansprucht hätten, vor der Gemeinde abgekanzelt werden würden. Aber auch das half gar nichts: ohne mit der Wimper zu zucken, wurde das Protokoll unterschrieben, in dem der Anspruch auf ehrliche Trauung ausdrücklich erhoben wurde, während in 8 von 10 Fällen die Thatsachen sehr bald ein Anderes bewiesen. Ich gestehe, daß nicht leicht etwas auf mich einen so deprimierenden Eindruck gemacht, als diese freche Lügnerei in einem wichtigen Moment. Wenn ein Paar dann abgekanzelt wird, d. h. wenn die Ehrenprädikate bei der Abkündigung der Geburt des Kindes widerrufen werden, dann sagt der Bauer: „Na, die sind heute auf der Kanzel hängen geblieben. Geschieht ihnen schon recht! Das muß man eben schlauer anfangen."

Digitized by Google

Ich habe bei Trauungen die sonderbarsten Dinge auch sonst erlebt. Eine Braut, die ihrem Bräutigam schon ein Kind geboren, kam zu mir und bestellte das Aufgebot. Ich erinnerte sie an den Thatbestand mit dem Hinzufügen, daß natürlich Kranz und Sträußchen 2c. wegfallen müßten. „Aber da thun Sie mir Unrecht, Herr Pastor", sagte die Braut unter Thränen. „Wieso? Sie haben ja doch bereits ein Kind, das fünfviertel Jahr alt ist." „Das wohl", erwiderte sie schluchzend, „aber jetzt bin ich wieder Jungfer. Das können Sie mir glauben." So kam sie denn auch wirklich, obwohl die Glocken nicht geläutet und die Orgel nicht gespielt wurde, mit Kranz und Sträußchen zur Kirche. Glücklicherweise waren nur zwei Zeugen zugegen, die nächsten Anverwandten. Ich rief das Brautpaar in die Sakristei und dort mußte der Schmuck abgelegt werden. Lange Zeit sind die Leute darüber mit mir böse gewesen. Ein andermal wollte ein Pärchen mit allen kirchlichen Ehren getraut sein, das bereits vier Wochen vor der Hochzeit sich eine Wohnung gemietet und mit einander allein in derselben gelebt und gewirtschaftet hatte. Sie war ihrem Vater entlaufen und er war ein zugereister Schlossergeselle. Dieses Zusammenleben war zum öffentlichen Ärgernis geworden, wie ich durch Beschluß des Gemeinde-Kirchenrates hatte feststellen lassen. Natürlich verweigerte ich den Leutchen das solenne Aufgebot wie die ehrliche Trauung. Aber da kam ich schön an. „Herr Pastor, können Sie uns etwas Unrechtes nachweisen?" fuhr mich die Braut an. Schließlich schrieb

Digitized by Google

mir der Bräutigam einen geharnischten Brief, in welchem er mir mit einer Anzeige beim Minister(!) drohte, wenn ich ihm und seiner Braut die kirchlichen Ehren verweigerte. Als auch das nicht half, krochen sie zu Kreuze und begehrten die stille Trauung. Aber eins gönnten sie sich doch: sie fuhren in bekränztem Wagen, sie mit dem Myrthenkranz, er mit dem Sträußchen, zum Standesbeamten und von da zurück bis vor die Kirche. Dort riß die Braut ihren Kranz, und der Bräutigam sein Sträußchen herunter, steckte es in die Tasche und traten so vor den Altar. Nach beendigter Trauung legten Beide den Hochzeitsschmuck vor der Kirche wieder an, unter schallendem Gelächter der Umstehenden, und fuhren flott durch's Dorf in ihre Wohnung. Einem älteren Mädchen, das schon zweimal unehelich geboren, war es endlich gelungen, einen vierzig Jahre alten Bräutigam zu finden. Überglücklich kam sie zu mir und bestellte Aufgebot und Trauung. Sie sah selbst ein, daß sie nur Anspruch auf die stille Trauung hätte. „Ja, Herr Pastor, das ist richtig, was mich betrifft; aber mein Bräutigam ist noch der reine Junggeselle. Dem müssen Sie erlauben, daß er ohne Mütze zur Kirche kommt." Ich hatte dagegen nichts einzuwenden. Ich erfuhr hier zum ersten Male, daß es in manchen Gegenden für eine Ehre gilt, wenn der Bräutigam ohne Mütze oder Hut zur Trauung kommt. Das ist dann allemal ein „reiner Junggeselle".

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Wenn ich im vorigen Kapitel von der Seelsorge an der Jugend geredet habe, so wird in diesem von der Seelsorge an den Eltern, Kranken und Sterbenden die Rede sein. Ich bekenne von vornherein, daß ich etwas Besonderes in dieser Beziehung nicht erlebt habe und deshalb auch von Erfolgen nicht viel zu rühmen weiß. Im Siegerlande, in Würtemberg, im Wupperthale und was weiß ich wo sonst noch, soll es ja in besonderem Sinne Erweckte, Bekehrte geben, die die Gnade Gottes, wie der terminus technicus lautet, reichlicher als andere erfahren haben; ja die auch Zeit und Stunde anzugeben wissen, in denen die Gnade zum „Durchbruch" kam und die „Bekehrung vollendet" war. Von alledem wird der Leser in diesem Kapitel nichts finden; aber ich möchte glauben, daß dasselbe darum nicht weniger lesenswert sei. Ich habe gesagt, daß Seelenlehre und Seelenkenntnis die Voraussetzung für eine richtige Seelsorge sei; es komme darauf an, den Vorstellungskreis desjenigen, an dem Seelsorge geübt werden soll, kennen zu lernen, um daran anzuknüpfen und von da aus weiter zu führen zum Interesse für himmlische und ewige Dinge. Welches sind nun die Vorstellungen, die Gedanken, die unsern Bauer und Tagelöhner fortwährend beschäftigen und beschäftigen müssen? Das sind, um es kurz zu

Digitized by Google

sagen, die Gedanken an Nahrung und Kleidung, an's tägliche Brot, an die Wirtschaft — überhaupt Nahrungssorgen. Es hat Jemand den Ausspruch gethan: der Bauer müsse sich zweimal bekehren: von seinen Sünden im allgemeinen und von seinem Geiz insbesondere. Wenn mit dem letzten Teil des Satzes eine Verurteilung ausgedrückt werden, oder eine Spezialsünde des Bauern bezeichnet werden soll, so ist das Wort nur ein Beweis von mangelhafter Kenntnis der Verhältnisse im Bauernstande. Wer ein festes, wenn auch geringes, Gehalt hat und eine bestimmte, wenn auch kleine, Pension für seine alten Tage erwarten darf, der hat keine Ahnung, was es heißt, sich das tägliche Brot eben täglich verdienen zu müssen; der weiß nicht, wie einem Bauer, einem Tagelöhner zu Mute ist, wenn sie beim Gang durch üppige prangende Fluren nicht wissen, ob sie den Segen auch wirklich ernten werden, oder ob nicht ein Hagelwetter oder anhaltende Dürre oder anhaltender Regen Alles verderben wird. Ernten sie es nicht, so ist sofort Not, Mangel, Entbehrung im Hause, bei den allermeisten. Denn von einzelnen „fetten" Gegenden, wie z. B. der Magdeburger Börde, die in den letzten vier Jahrzehnten durch Zuckerrübenbau reich geworden sind, abgesehen, ist der Bauernstand im Großen und Ganzen überschuldet und lebt, wie die Tagelöhner, aus der Hand in den Mund. Bei dem unserem Bauern tief im Blute sitzenden Zuge des „Dickethuns", zumal wenn er heiratsfähige Töchter hat, und bei seinem großen Mißtrauen

Digitized by Google

ist es außerordentlich schwer, einen Einblick in seine Vermögensverhältnisse zu gewinnen. In S. ruhen auf 2000 Morgen Ackerland 143 434 Mark Hypothekenschulden, d. h. auf dem Morgen fast 72 Mark. Dabei hat der Morgen Land einen Wert von durchschnittlich nur 450 Mark. Man rechne dazu die Steuern, die Rente, die Ausgaben für Gesinde, für Inventar und dergl. und man wird uns recht geben in der Behauptung, der Bauer ist ärmer als er zugeben will. Am Besten stehen sich in pekuniärer Hinsicht noch die kleinen „Kuhbauern", die kein Gesinde und keine Tagelöhner beschäftigen, sondern Alles allein arbeiten. O. gilt allgemein für eine wohlhabende Gemeinde. Und die Tagelöhner? daß sich Gott erbarm! Von den 365 Tagen des Jahres sind höchstens 280 als Arbeits- und Verdienſttage zu rechnen; die andern 85 fallen aus als Sonn-, Fest- und Regentage, an denen der Tagelöhner mit seiner meist zahlreichen Familie aber auch leben, essen und trinken will. In O. verdient er pro Tag eine Mark; seine Frau ebenso viel. Ich kenne Familien, die das ganze Jahr hindurch, auch am Kirchweihfeste nicht, kein Stück Fleisch kochen, sondern sich von kraftlosen Suppen, mit Salz gewürzt, oder von Kartoffeln mit Öl, Fett oder Talg nähren. Wer das alles weiß, wird der sich wundern, wenn der Bauer übertrieben sparsam, wenn er geizig ist? wird er sich wundern, wenn die Dorfbewohner für „höhere Dinge", d. h. ideale Güter nur wenig, oft gar keinen Sinn haben? wird er es so unerhört finden, wenn der Bauer, wenn der Tage-

Digitized by Google

löhner, sobald sie sich mal etwas sorgenfrei fühlen, in Tanz, Spiel und Bier ihr ausschließliches Vergnügen suchen? Wer das Alles weiß, wird der sich wundern, wenn der Bauer am liebsten vom Wetter, vom Getreide, ja von Kühen und Schweinen spricht? Auch mit seinem Pastor am liebsten davon spricht? Darum ist die erste Regel für den Seelsorger: Interesse, Anteilnahme beweisen, geduldig und ruhig zuhören, wenn dem Bauer die Schleusen seiner Beredsamkeit — und er ist, wenn er von der Wirtschaft und Allem, was dazu gehört, spricht, wirklich beredt — vor dir in diesen Dingen eröffnet. Wie der Arzt an Krankenbetten sich ruhig und absichtlich erst erzählen läßt, „wo es weh thut", ehe er die Diagnose stellt, so muß auch der Seelsorger sich vorerst darein finden, daß er schweigt und der Bauer redet. Es verriete wenig Geschick, wenn ich in falscher Übergeistigkeit dem Mann in's Wort fallen wollte mit der Rede: „Mein Lieber, ich bin nicht dazu da, um von Ihren Kühen und Schweinen mit Ihnen zu reden, sondern ich bin gekommen, um den Weg des Heils Ihnen zu zeigen, und zu sagen, was Ihnen noch fehlt zur Seligkeit." Ganz sicher ist das der Weg, um an das Herz des Bauern nicht heranzukommen. Der Pastor muß wissen, daß, wie beim Militär der Tod eines Pferdes mehr beklagt wird, als der Verlust eines Mannes — denn die Pferde kosten Geld; stirbt aber ein Mann, so wird an Stelle desselben einfach ein Anderer eingezogen, nach dem Grundsatz: es giebt ja nicht eine Hand voll, es giebt ja ein ganzes

Digitized by Google

Land voll — so auch bei den Bauern der Verlust einer Kuh oft mehr bedeutet, als der Verlust eines Kindes: jene muß er teuer wiederkaufen und das Geld dazu sich vielleicht erst borgen; dieses aber hat er Hoffnung durch die Geburt eines andern ersetzt zu sehen. Sieht also der Bauer, daß der Pastor Sinn und Verständnis für seine großen und kleinen Anliegen hat, so faßt er Vertrauen zu ihm, wenn auch sehr langsam; ja er gewinnt ihn wohl lieb und spricht: „Herr Pastor, Sie verstehen, wo Unsereinem der Schuh drückt. Mit Ihnen kann man ein verständiges Wort reden. Sie haben ein Herz für den armen Mann. Wir verstehen uns.“ Der Rationalismus ist deshalb so tief in unser Volksleben eingedrungen, wie nie eine theologische Richtung, weil er nach der praktisch-nüchternen Seite dem Bauer wie auf den Leib geschnitten war. Der Rationalismus identifizierte sich förmlich mit der Lebensanschauung des kleinen Mannes. Etwas Ähnliches sehen wir in unseren Tagen an der Ritschl'schen Schule. Sie kommt dem Zuge der Zeit entgegen. Daher ihr großer Einfluß. Aber es war immer ein gutes Kriterium: die Befriedigung der Massen auf intellektuellem wie sittlich-religiösem Gebiete geschieht nur auf Kosten des vollen Wahrheitsgehaltes. Mit diesen letzten Sätzen habe ich zugleich die Grenze angedeutet, bis zu welcher der Seelsorger in seiner Anteilnahme an der Erzählung des Bauern zu gehen hat. Daher lautet die zweite Regel für die Seelsorge: „Laß Dich nicht gefangen nehmen von dem Bauer! Und laß Dir nicht genügen an dem, was

Digitized by Google

er Dir sagt, sondern sag Du ihm auch etwas, Du als Seelsorger." Vortrefflich nämlich versteht es unser Bauer, das Gespräch von Dingen, die dem Pastor am Herzen liegen, abzulenken, und dasselbe auf Wetter und Wirtschaft zu beschränken. Ich kannte einen alten Mann, der gegen das sechste Gebot viel gesündigt und nun von der Gicht entsetzlich geplagt wurde. Das war ein Virtuose in der Kunst, mich nie zu Worte kommen zu lassen. So oft er merkte, wohin das Gespräch steuerte, fing er an: „Erlauben Sie, Herr Pastor, noch eine Frage!" oder: „Da muß ich Ihnen doch noch, ehe Sie weggehen, eine Geschichte erzählen"; oder es ging zufällig Jemand am Fenster vorüber. Sofort fing mein Patient an: „Nein, Herr Pastor, dessen Vater (oder Mutter oder Bruder) sollten Sie gekannt haben", und nun erzählte er eine lange Geschichte, die meine Geduld auf eine harte Probe stellte. Sehr bald merkte ich den Kniff und ging dieses Mal ruhig nach Hause. Das nächste Mal, als das Spiel wieder so los gehen sollte, unterbrach ich den Redner: „Mein lieber Herr N., Sie haben mich das vorige Mal vortrefflich unterhalten. Ich kann das nicht immer von Ihnen verlangen. Heute wollen wir mal die Rollen vertauschen, und ich will Ihnen mal was erzählen." Er wollte wieder ablenken, aber es half nichts: „Hören Sie nur ruhig zu! meine Geschichte ist auch nicht übel und sie wird Ihnen schon gefallen." Da schwieg er, und ließ sich ruhig auseinandersetzen, wie unser Heiland nicht blos die Kranken habe heilen wollen, um sie von

Digitized by Google

ihren Schmerzen zu befreien, sondern wie er das gethan habe, um sie zum Glauben an sich zu bringen und ihre Sünden zu vergeben. Als ich geendet, drückte er mir die Hand und sagte: „ich danke". Ohne ein Wort zu erwidern, ging ich meiner Wege. Die dritte Regel für den Seelsorger lautet: „wenn es Dir an manchen Tagen — und ich habe deren oft viele gehabt — nicht recht glücken will mit dem seelsorgerischen Gespräch, so verlaß das Haus Deines Bauern nicht, ohne wenigstens ein Gottes Wort, einen Bibelspruch den Leuten gesagt zu haben." Warum es an manchen Tagen nicht glücken will, kann verschiedene Ursachen haben: es liegt an dir, es liegt an den Leuten. Man ärgert sich über sich selbst, aber es hilft nichts: der Dämon ist nicht zu bannen. Da vergiß nicht, warum du bei den Leuten bist und sage ihnen wenigstens ein Schriftwort im Anschluß an die gegebenen Umstände. Denn Seelsorge treiben ist ja nichts anderes als Samenkörner der Ewigkeit in die Herzen streuen, die für Gott und zu Gott geschaffen sind. Gott dem Herrn ist es im Gebet anheim zu stellen, wann und wie er die Saat will aufgehen lassen. Und wer wollte leugnen, daß das bloße Gottes Wort, ohne alle menschliche Zuthat, oft am meisten wirkt, am kräftigsten Wurzel schlägt? Du kommst z. B. in ein Trauerhaus, wo Alle weinen, wie Rahel um ihre Kinder, und sich nicht wollen trösten lassen. Auch dich übermannt der Schmerz. Du bist stumm und kämpfst mit den Thränen. Hier ist nicht Zeit zu trösten, das fühlst du. Der Schmerz ist noch

Digitized by Google

zu sehr mit sich beschäftigt, als daß er auf Trostworte hörte. Die Leute müssen sich erst ausweinen und ruhig werden, ehe sie Verlangen nach dir haben. Darum geh für heute und laß die Leute allein. Aber indem du gehst und Jedem die Hand zum Abschiede drückst, kommt es wie von selbst über deine Lippen: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen", oder: „Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken", oder: „Was ich jetzt thue, weißt Du nicht, Du wirst es aber hernach erfahren", oder: „Es ist der Herr, er thue, was ihm wohlgefällt" und dergl. Sei sicher, solch' ein Wort, aus teilnehmendem Herzen heraus, kommt nicht leer zurück, sondern richtet aus, wozu es gesandt ist. Die vierte und Hauptregel aller Seelsorge ist die: Gehe nicht aus deinem Hause, ohne Gott deinen Herrn, um Hilfe, Kraft und Segen auf deinem Gange angerufen zu haben; und gehe nicht in das Haus deines Bauern, ohne zu Gott für ihn und die Seinen gebetet zu haben. Gott segne deinen Ausgang nnd deinen Eingang. Recht gebetet, ist halb gearbeitet. Ich wüßte nicht, woher ich den Mut, immer von Neuem scheinbar erfolglose Arbeit zu thun, hätte nehmen sollen, wenn nicht das Gebet der Jungbrunnen gewesen, der meiner Schwachheit, meinem Kleinglauben, meinem Unglauben, alle Zeit aufgeholfen. Obwohl ja das Gebet das Allerheiligste ist, in welches man nicht gern Jemandem Eintritt oder Einblick gewährt, so will ich doch mein geringes Zeugnis hier zu dem der Gottesmänner fügen, daß das Gebet die Kraft und Quelle

Digitized by Google

aller Seelsorge ist. Und merkwürdig! Du redest zu Niemandem davon, und dennoch wissen es deine Bauern, ob du für sie betest oder nicht. Wie Schulkinder ein richtiges Urteil über ihren Lehrer haben, wenn sie dasselbe auch nicht korrekt in Worte kleiden können — sie fühlen es mehr — so hat auch der Bauer in diesem Stück ein sehr feines und richtiges Gefühl, wenn er auch oft genug derbe, schlechte Witze über den „Kopfhänger und Mucker" macht. Ja, die größten Spötter fürchten sich am meisten vor ihrem „Pfaffen" dann, wenn sie wissen, er zankt nie, aber er betet für euch. Ein älterer, unverheirateter Mann, liederlich und trunksüchtig, kam in O. nie zur Kirche. Ich redete einst mit ihm darüber. Zuerst machte er allerlei Ausflüchte, dann wurde er grob und meinte: „Lassen Sie mich in Ruhe, Herr Pastor, ich komme eben nicht zu Ihnen in die Kirche. Und Sie können mir deshalb gar nichts thun!" „Da irren Sie", erwiderte ich ihm, „ich kann wenigstens für Sie beten, und das werde ich auch thun." „Weiter nichts?" lachte er und ließ mich stehen. Der Mann war seitdem außerordentlich höflich gegen mich, wenn er mich traf, und als sein Vater, 87 Jahre alt, gestorben, kam er selbst zu mir, um es anzumelden. Und nicht lange darnach erfuhr ich, er sei auch mal wieder in der Kirche gewesen, aber nur im Abendgottesdienst. Nicht als eine Regel, aber als ein guter Rat will es schließlich gelten, wenn ich sage: ergreif' jede Gelegenheit beim Schopf, die sich dir bietet, dich als Seelsorger und Hirt zu beweisen. Hier spielen

Digitized by Google

persönlicher Takt und Schlagfertigkeit in der Rede eine große Rolle. Wann hat der Geistliche auf Lästerworte zu schweigen, wann hat er darauf zu antworten? Er soll nicht mit der Thür in's Haus fallen, aber er soll auch kein stummer Hund sein. Ein alter Bierbrauer, der sich zur Ruhe gesetzt, antwortete auf meine Frage: „Wie geht's?" „Herr Pastor, mir geht's wie den Lilien auf dem Felde: ich säe nicht mehr, ich arbeite nicht mehr und lebe doch." „Ja", erwiderte ich ihm, „weil der himmlische Vater Sie auch ernährt. Denn so heißt der Spruch vollständig, Sie wissen es doch noch?" „Gewiß, Herr Pastor; aber seien Sie nur zufrieden, ich habe es so böse nicht gemeint." „Das glaube ich wohl; aber die Worte Jesu meine ich, sollten uns zu heilig sein, als daß wir sie zu Witzen verwendeten." Ein ander Mal gab ich auf den Einwurf, der Glaube ist nicht Jedermann's Ding, die bekannte Antwort: der Unglaube aber auch nicht. Ein junger Mann meinte im Übermut zu mir: „Herr Pastor, wenn ich mal in den Himmel komme, dann . . ." Ich ließ ihn nicht ausreden, sondern unterbrach ihn, indem ich ihn ernst ansah, mit den Worten: „Ja, wenn!" Und das Gespräch nahm sofort eine ihm höchst unerwartete Wendung. Ironie oder Spott als Waffen der Verteidigung in solchem Falle anzuwenden, kann ich nur ausnahmsweise empfehlen: es verletzt, statt zu heilen. Es geht hier nach dem Spruche: es ist Alles erlaubt, aber es frommt nicht Alles.

Digitized by Google

Als ich in das Amt kam, hat mir Niemand gesagt, wie ich es anzufangen hätte, um Seelsorge in richtiger Weise zu treiben. Vielleicht sind mir Kandidaten und ganz junge Geistliche dankbar, wenn ich im Folgenden einige seelsorgerische Gespräche, wie ich sie mit Bauern geführt, inhaltlich skizziere. Ich betone ausdrücklich: es handelt sich dabei nicht um Konstruktionen und Erfindungen, sondern um Thatsächliches. Nach der ersten Begrüßung ist die nächste Frage immer: „Wie gehts?" Ist der Geistliche noch nicht lange in der Gemeinde, so mag er sich, wie wir es verlangt, ruhig die wirtschaftlichen Sorgen und Freuden ausführlich erzählen lassen; ist er aber schon längere Zeit in der Gemeinde und kennt er seine Leute schon hinreichend, so kann er sich das schenken — wie man sich die Leitartikel seiner Zeitung schenkt — und schneller zur Sache kommen. Dabei ist noch zu erinnern, daß auch der Geistliche oft gefragt wird: „Wie gehts, Herr Pastor?" Hier habe ich es ohne Weiteres in der Hand, dem Gespräch eine ernste Wendung zu geben, indem ich erzähle, wie mir's geht und dabei natürlich Alles auf Gottes Leiten und Führen, auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit stelle. Doch es werde angenommen, daß ich frage: „Wie gehts?" I. Antwort: Klage über's Wetter. Luther rechnet in der vierten Bitte dasselbe zum täglichen Brot, um das wir bitten sollen. Auf's Wetter schelten hilft also nicht, sondern beten hilft. Gelegenheit, auf die Leidenschaftlichkeit des Menschen einerseits und auf das Gebet als den Dämpfer für dieselbe einzugehen. II. Antwort:

Digitized by Google

Klage über schlechte Zeiten. Ich: Wer macht denn die Zeiten gut oder schlecht? Doch wir Menschen. Schlecht, durch unsere Sünden; gut, durch treue Arbeit und frommen Wandel. Ist mit den schlechten Zeiten die Thatsache gemeint, daß das Getreide nichts kostet, so ist zu erklären, woher das kommt. Ringbildung, Preissturz, Mammonsdienst. Jesu Worte hierüber, d. h. über die Gefahren des Reichtums. Hinweis auch darauf, wie Arbeitsscheu und Putzsucht auch auf dem Dorfe immer mehr um sich greifen. III. Antwort: Klagen über den Ungehorsam der Kinder. Ich: Erklärung der Thatsache. Und: Ziehet eure Kinder auf in der Furcht und Vermahnung zum Herrn. Ist das geschehen? Stehen wir selbst in der Furcht des Herrn? Erinnerung an die vierte Bitte: „fromme Kinder". Haben Sie sich die von Gott erbeten? Beten Sie überhaupt für dieselben? IV. Antwort: Klage des Mannes über die Frau oder umgekehrt. Ich: Wann sind Sie getraut? Hochzeitsspruch oder Trautext. Was hat der Geistliche, der Sie traute, damals gesagt? Sie haben gelobt: „In Leid und Freud, bis der Tod Sie scheidet, einander zu lieben und treu zu sein." Haben Sie das gehalten. Haben Sie nicht auch manchmal Unrecht gethan an Ihrem Manne (Ihrer Frau)? Erinnern Sie sich, was an Ihrem Hochzeitstage gesungen worden ist: Jesu geh voran. Soll's uns hart ergeh'n, laß uns feste steh'n u. s. w. V. Antwort: Klage über den Nachbar. Ich: Gott lieben über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst. Wir lieben den Nächsten nicht, weil wir Gott nicht genug lieben. Das liegt an

Digitized by Google

unſeres Herzens Härtigkeit, die uns ſcheidet von Gott. Sich zu Gott kehren. Bekehrung, nicht ein einmaliger Akt, ſondern immerwährende Arbeit im Kampf mit der hart anklebenden Sünde. Jeſus ſtellte alles dem anheim, der da recht richtet, denn er war ſanftmütig und von Herzen demütig. — Das Geſpräch wendet ſich der Politik zu. Zuviel Steuern. Ich: Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt u. ſ. w. Es iſt keine Obrigkeit ohne von Gott. Auch die Obrigkeit iſt dem Herrn verantwortlich. Im Anſchluß hieran kommt der Bauer auf die Sozialdemokraten, die, wie er meint, weiter nichts wollen als teilen. Deshalb iſt er ihnen herzlich gram. Der Ernſt der Sache verlangt, daß der Geiſtliche hier die nötige Aufklärung geben kann. Hinweis auf die Induſtriezentren. Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Der tiefſte Grund: Warum murren die Leute im Leben alſo? Ein jeder murre wider ſeine eigene Sünde. Es heilt ſie weder Kraut noch Pflaſter u. ſ. w. Die ſoziale Frage in letzter Linie nicht eine Magenfrage, ſondern eine Frage über das Verhältnis des Menſchen zu Gott. Abfall. „Was dünket euch um Chriſto, weß Sohn iſt er?“ — Ich komme in ein Haus, wo noch getrauert wird um den Tod eines lieben Angehörigen. Ganz von ſelbſt kommt die Rede auf's Sterben. Davon fangen die Leute an. Von der Auferſtehung reden ſie ſo leicht nicht. Aber es iſt natürlich, daß der Geiſtliche davon redet, um ſie zu tröſten. Wiederholt iſt es mir da begegnet, daß der Mann — nie die Frau — antwortete: „Ja, wer weiß, ob's ſo iſt. Man muß es glauben.“ Da iſt es nun für

Digitized by Google

den Dorfpastor verhältnismäßig leicht, an der Hand von 1. Kor. 15, 35—44 den Beweis zu erbringen. Die Vergleiche des Apostels versteht der Bauer ganz gut, zumal, wenn man hinweist auf den Herbst und Winter, wie da alles stirbt, um im Frühjahr wieder aufzustehen. Ich erinnere auch gern an irgend eine Frucht, z. B. die Kartoffel, die — das sieht der Bauer alle Frühjahr — verfaulen und verfallen muß, wenn neue Kartoffeln wachsen sollen. Da ist doch also ein Keim da, der nicht verloren geht. — Wenn der Bauer mal zufrieden ist, was ja selten genug vorkommt, so ist es dem Geistlichen sehr leicht, ihn an den Geber alles Guten zu erinnern und zur Dankbarkeit aufzufordern. Man lasse sich in der Seelsorge ja, neben den Bibelsprüchen, die Kirchenlieder nicht entgehen. Der Bauer kennt ihrer eine ganze Anzahl und hat es gern, wenn sein Pastor bei Gelegenheit ihm einen vorsagt. In der Regel sagt er dann die andern Verse her, um zu beweisen, daß er in der Schule und in der Pfarrstunde auch etwas gelernt. Doch es seien genug der Beispiele. Nach der Schablone läßt sich hier am allerwenigsten arbeiten. Wie bei der Predigt, so besteht auch in der Seelsorge die rechte Kunst im Individualisieren. Und sodann: Wie nur der innere Mission mit Segen betreibt, wer die innerste Mission, d. h. die eigene Bekehrung darüber nicht vergißt, so treibt auch nur der Seelsorge an andern mit Erfolg, wer darüber die Sorge für die eigene Seele nicht vergißt, d. h. wer beständig der Heiligung nachjagt.

Digitized by Google

In das Gebiet der Seelsorge gehört auch die Schriften-Verbreitung. Ich fing damit erst in O. an und zwar nahm ich für die Kranken und Alle, die nicht zur Kirche kommen konnten, Stöcker's Pfennig-Predigten. Das fiel den Bauern ungeheuer auf als etwas ganz neues. Das Sonntagsblatt, ja, das kannten sie schon von meinem Vorgänger her. Das lasen einige Familien auf ihre eigenen Kosten. Daß ich aber, ohne dafür Bezahlung zu nehmen, jedem Kranken eine Predigt in's Haus schickte, nein, so etwas war noch gar nicht dagewesen. Obwohl ich meine Absicht öffentlich von der Kanzel und privatim überall bekannt gemacht hatte, so wurde ich doch vielfach gröblich mißverstanden im Anfange. Es hatte sich herumgesprochen, daß die Predigten gar nicht für die Kranken bestimmt seien, denn es stände ja nichts von Krankheit drinn, sondern das seien „Stachelbeeren" für die andern Glieder des Hauses, weil die so selten zur Kirche kämen. Ich wolle damit sagen: „wenn ihr nicht zur Kirche kommt, die Predigt zu hören, so schicke ich euch die Predigt in's Haus". Die ganze Einrichtung sei also zur Beschämung säumiger Kirchgänger von mir in's Leben gerufen. Deshalb bekam ich eine ganze Anzahl Predigten zurück mit der Bemerkung, man werde schon zur Kirche kommen, wenn man es für nötig halte; eine Predigt brauchte ich ihnen nicht zu schicken. Ja, ein Schmiedemeister, dessen Frau schwer krank darniederlag, und die ich wiederholt besucht hatte, schickte sie zurück mit einem groben Briefe, in welchem geschrieben stand, daß ich besser thäte, armen

Digitized by Google

Leuten eine Suppe als so einen Wisch zu schicken. Schießlich jedoch besiegte ich das Vorurteil und es kam so weit, daß ich um eine Predigt gebeten wurde. Einmal freilich passierte es, daß auf meine Frage: „Wie gefallen ihnen die Predigten?“ eine kranke Frau antwortete: „die letzte gar nicht, Herr Pastor“. „Na, warum denn nicht?“ „Da liegt sie, ich habe sie in tausend Stücke zerrissen.“ Und wirklich lag sie zerissen im Fenster. „Ja, sehen Sie, da steht drinn, daß die menschlichen Krankheiten mit der menschlichen Sünde zusammen hängen. Soll ich meine Krankheit — sie war seit sechs Jahren gichtbrüchig — von meiner Sünde ableiten? Pfui, da müßte ja kein Gott im Himmel sein.“ Weiter kam die Ärmste nicht. Ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme. Endlich fügte sie noch hinzu: „Sie wissen selbst, Herr Pastor, daß ich keinem Kinde was zu Leide gethan habe.“ Mein Bemühen, den Sachverhalt aufzuklären, war für dieses Mal ziemlich fruchtlos. Am folgenden Tage fand ich die Frau ruhig und für meine Belehrung zugänglich. — Im übrigen muß ich bekennen, daß ich mit der Verbreitung sogenannter christlicher Litteratur stets nur schlechte Geschäfte in den Gemeinden gemacht habe. Kalender, Sonntagsblätter, Zeitschriften für Jünglinge, für Jungfrauen setzte ich stets nur in kaum nennenswerter Zahl ab, und dann auch nur im Winterhalbjahr. Im Sommer liest der Bauer kaum sein „Blättchen“, was im nächsten Marktflecken erscheint. Die spezifisch christliche Litteratur hat aber auch stets bei mir nicht geringe Bedenken erregt. Das Christentum wird

Digitized by Google

meist, wenn ich so sagen darf, zu dick aufgetragen. Es ist, als handelte es sich um Heidenbekehrung dabei und nicht um Belehrung und Unterhaltung einfacher Christen-Menschen. Die einschlägige englische Litteratur ist darin, soweit ich sie kennen lernte, viel freier, harmloser, taktvoller und wirkt mehr als die deutsche, die nicht oft genug es betonen kann: ihr seid allzumal Sünder. Man merkt zu sehr die Absicht und wird verstimmt. Das gilt von den Sachen der Maria Nathusius, wie von denen des Pastors Evers und vielen andern. Dazu kommt noch eins: Die Reklame, die für diese Art Litteratur gemacht wird, sowie die Art und Häufigkeit der Zusendung erregt oft hochgradigen Unwillen, und mit Recht. Wird doch dabei meist von der Reichsgottessache geredet und es so dargestellt, als ob derjenige, der gerade bei diesem Unternehmen nicht mit Hand anlegt, kein Interesse für die Kirche und kein Herz für das arme verführte Volk habe. Man thut gut, sich die Frage vorzulegen, ob denn überhaupt diejenigen, die das und jenes Blättchen, den und jenen Traktat nicht verbreiten helfen, Aussicht haben, selig zu werden. Im Ernst: Seit der Bauer sein „Blättchen" liest, welches die große und kleine Politik, die Marktberichte und Neuigkeiten aus der Umgegend, sowie einen Roman regelmäßig bringt, hat er gar nicht mehr das Bedürfnis nach Lektüre, die sein Pastor ihm besorgt, wenigstens nicht mehr in dem Maße wie früher, wo er nur das las, was Hochehrwürden ihm in die Hand gab. Lange und viel zu lesen vertragen seine Augen nicht. „So ein halb Stündchen", dann ist's genug.

Digitized by Google

Und wenn seine Kinder aus der Volksschulbibliothek ab und zu ein Buch mitbringen und daraus vorlesen, so schläft er nach kurzer Zeit doch darüber ein. Ist's zu verwundern? Den ganzen Tag ist er, auch im Winter, draußen, d. h. in der Scheune, wo er drischt. Das ist harte Arbeit. Sobald er in die warme Stube kommt und Abendbrot gegessen hat, fallen ihm die Augen zu: er sucht das Bett, aber nicht die Bücher auf. Ich habe Jahre lang einen kleinen landwirtschaftlichen Verein geleitet. Derselbe besaß eine Fachbibliothek von ungefähr 120 Bänden. Ich gab mir die größte Mühe, die Mitglieder zur Lektüre der Bücher, die doch vom lieben Vieh und vom Acker handeln, zu bringen — aber umsonst. „Herr Pastor, diese Bücher sind für uns alle viel zu dick" — obwohl die meisten wenig über 100 Seiten hatten — „da schlafen wir bei ein." Ich erzähle das, um zu beweisen, wie wenig neben seinem „Leiborgan", der Zeitung, unser Bauer noch Neigung zu anderer Lektüre hat und wenn sie seine vitalsten Interessen berührt.

Mir hat sich ein anderes Mittel, meine Bauern zu bilden und zu belehren, besser bewährt. Und ich habe auch das angewandt unter dem Gesichtspunkte der Seelsorge. Das sind die öffentlichen Vorträge in der Schenke. Man nenne das nun Familien-Abende oder -Nachmittage oder, wie meine Bauern es nannten, „die kleine Kirche": der Name thut nichts zur Sache. Jedenfalls sind diese Vorträge oder Ansprachen ein vortreffliches Mittel, das zur Aussprache zu bringen, was der Pastor der Gemeinde

Digitized by Google

gegenüber auf dem Herzen hat, und was er auf der Kanzel nicht gut sagen kann. Nur hüte man sich vor dem Fehler, in welchen ich anfangs verfiel, diese Vorträge zu oft zu halten. Dann verlieren sie ihre Anziehungskraft; sondern man halte sie etwa alle 6—8 Wochen, oder dann, wenn ein bestimmter Anlaß vorliegt. Ein reicher Mann aus der Nachbar-Gemeinde hatte testamentarisch bestimmt, daß sein Leichnam verbrannt werde in Gotha. Die ganze Gegend war darüber aufgeregt, und Jeder, der mir begegnete, redete mich daraufhin an. „Nein, so Etwas, Herr Pastor! Was sagen Sie nur dazu? So Etwas ist ja noch gar nicht dagewesen!" Ich ließ durch den Ausrufer bekannt machen, daß ich nächsten Sonntag einen Vortrag über Leichenverbrennung in der Schenke halten werde und daß Jedermann dazu eingeladen sei. Der Saal war überfüllt, und atemlos, wie in der Kirche, lauschte die Menge meinen Ausführungen. Eine herrliche Gelegenheit, auf die Bedeutung christlicher Sitte hinzuweisen und den Leuten in's Gewissen zu reden. Komisch war es, als mir am Schlusse Einer zurief: „Herr Pastor, wir danken schön! Aber seien Sie nicht ängstlich: Wir lassen uns nicht verbrennen! Dazu fehlt uns schon der Groschen." Als seit vielen Jahren in D. der erste Selbstmord vorkam, berührte ich das traurige Ereignis nicht nur in der Predigt, sondern ich hielt auch einen reich besuchten Vortrag, in welchem ich die Ursachen, die am häufigsten zum Selbstmord führen, eingehend beleuchtete. Die Nachricht vom Tode des Kaisers Wilhelm, wie die vom Tode Friedrichs III. regte die Ge-

Digitized by Google

meinden im hohen Grade auf. Es waren zwei der eindrucksvollsten Versammlungen, in denen ich das Leben beider Helden in einzelnen Bildern schilderte. Als es hieß, nächste Woche werde ein sozialdemokratischer Redner in's Dorf kommen, um Stimmen für die Reichstagswahl zu werben, hielt ich vorher eine polizeilich angemeldete Versammlung ad hoc. Der Sozialdemokrat kam aber nicht. Ebenso verfuhr ich, als die Sozialdemokraten zum ersten Male den ersten Mai als Weltfeier proklamierten, und Jeder den ehernen Schritt der Arbeiterbataillone schon zu hören glaubte. Am besten steht es um diese Vorträge, wenn die Bauern den Pastor selbst darum bitten: „Herr Pastor, wollen Sie uns nicht wieder mal einen Vortrag halten? Sie könnten uns doch auch mal über das Wetter, und wie das zugeht, etwas erzählen." Die Frauen hören gern etwas von der Kaiserin und von der Königin Luise, die wie ein guter Engel im Gedächtnis auch der einfachsten Frau fortlebt. Hat der Pastor eine größere Reise gemacht, so ist es den Leuten lieb, Etwas davon zu erfahren. Auch Fragen der Erziehung, Lebensbilder bekannter und um die Menschheit verdienter Männer und Frauen eignen sich sehr gut zu solchen Vorträgen. Die eigentliche Schwierigkeit ruht überhaupt nicht in der Stoff-Auswahl, sondern in der Darstellungsweise: nicht trocken, lehrhaft, monoton; sondern frisch, anschaulich, packend, volkstümlich, ohne trivial zu werden. Den freien Vortrag durch Vorlesen zu ersetzen, ist nicht ratsam. Der Bauer schläft dabei ein, findet das langweilig und kommt nicht wieder.

Digitized by Google

„Lesen haben wir selber gelernt. Das kann sich der Pastor schenken.“

Ich komme zur Seelsorge von Kranken und Sterbenden. Man sollte meinen, daß der Pastor auf dem Dorfe ohne Mühe in Erfahrung brächte, wer in der Gemeinde krank ist — aber mit nichten! Es ist mir wiederholt passiert, daß ich in Häuser kam, in denen Kranke lagen schon vierzehn Tage, ja drei Wochen lang, ohne daß ich es gewußt hätte. Eine Frau war überfahren worden und lag seit zwei Wochen schwer darnieder. Da sie zu den fleißigsten Kirchgängerinnen gehörte, fiel es mir am zweiten Sonntage auf, sie wieder nicht auf ihrem Platze zu sehen. Sie muß krank sein oder ist verreist, dachte ich; und ging in ihre Wohnung, wo ich sie denn so leidend fand. Mit Thränen in den Augen fragte sie mich: „Ach Herr Pastor, was habe ich Ihnen denn zu Leide gethan, daß Sie mich so ganz vergessen haben?“ Meine Versicherung, von ihrer Krankheit nichts gewußt zu haben, kam ihr wunderlich genug vor, bis ich ihr erzählte, wie ich auf sie aufmerksam geworden. Auf meine Frage: „Warum haben Sie es mir nicht sagen lassen, daß Sie krank sind? Ihre Tochter und Ihr Mann sind doch vorigen Sonntag in der Kirche gewesen“, meinte sie: „Ich dachte, Sie wüßten es schon.“ In der That, der Bauer glaubt, daß dem Pastor jede Neuigkeit, sie sei guter oder schlimmer Art, brühwarm ins Haus gebracht wird. Und vollends Kranke meinen, daß das ganze Dorf um ihre Krankheit wisse. So ist es aber gar nicht. Ich habe

Digitized by Google

wiederholt die Probe auf das Exempel gemacht, um dahinter zu kommen, ob es denn nur mir allein verborgen bleibt oder auch anderen Leuten, wenn Jemand krank ist im Dorfe — und siehe da! Leute, die vier, fünf Häuser weit entfernt wohnen, wußten nichts von der Krankheit ihres Nachbarn. Namentlich im Sommer, wo Alles frühmorgens auf das Feld eilt, kommt das häufig vor. Um mir in dieser Hinsicht nichts zu Schulden kommen zu lassen, bitte ich von Zeit zu Zeit die Gemeinde von der Kanzel herab, es mir doch ja mitteilen zu wollen, wenn Jemand krank ist. Ich frage wohl auch die Schulkinder, ob in ihrer Familie Jemand krank sei. Dabei kann es denn freilich kommen, daß ein Mädchen, die mir gesagt, ihre Mutter sei krank, auf meine Frage, was ihr denn fehle, vor versammelter Klasse antwortet: „Sie hat einen kleinen Jungen gekriegt." Es giebt auch Fälle, in denen Niemand, auch der Pastor nicht, erfahren soll, daß im Hause Jemand krank ist. In O. waren die schwarzen Pocken ausgebrochen und acht Erwachsene lagen daran nieder. Natürlich wurden diese Ärmsten von allem Verkehr mit der Außenwelt streng abgesondert Das empfanden die Angehörigen als einen großen Schimpf und waren insonderheit über das schwarze Täfelchen an ihrer Hausthür ganz aufgeregt. „Das ist ja gerade wie im Zuchthause!" Nachdem der Arzt längst konstatiert hatte, daß die Krankheit bei allen vorüber sei, besuchte ich einst eine alte Frau, die schon seit zwei Jahren bettlägerig war. Auf meine Frage nach ihrem Befinden teilte sie

Digitized by Google

mir etwas geheimnisvoll mit, daß sie auch die Pocken gehabt habe und zeigte mir zugleich die unverkennbaren Narben. „Und das haben Sie dem Arzte nicht gesagt?" „I! wo werden wir denn, Herr Pastor!" fiel sie mir ins Wort. „So'n Schimpf! Nein, uns soll's nicht wie den Anderen ergehen, an deren Thür jeder schnell wie am Zuchthause vorübergeht". „Was für Mittel haben Sie denn aber angewendet?" „Nun, wir haben", entgegnete die Schwiegertochter, „sie immer ordentlich eingerieben und geschmiert". Ferner: Wenn auf dem Jahrmarkt oder auf dem Krieger- oder Kirchweihfest ein sonst braver Mann sich mal vergessen und in Branntwein oder Bier des Guten zuviel gethan hat, so daß er auf dem Heimwege umgefallen und am Chausseesteine sich den Kopf auseinandergeschlagen hat — ein Umstand, der ihm drei Wochen schweren Arrest einträgt: dann ist es ihm äußerst fatal, wenn er in dieser Zeit den Besuch des Pastors erhält. Natürlich verhielt sich die Sache ganz anders! „Ja, wenn der Mensch Malheur haben soll! Muß ich da über den Stein stolpern, und habe doch den Weg so oft gemacht!" Aber der Nachbar oder die Frau Nachbarin, die den Pastor aus dem Krankenhause kommen sehen, rufen ihn herein und klären ihn getreulichst über den wahren Sachverhalt auf — aus Schadenfreude, meint der geneigte Leser? I, bewahre!

Schmerzlich ist es mir immer gewesen, daß die meisten Kranken dahinsterben, ohne noch ein Mal das heilige Abendmahl genossen zu haben. Ich habe auf

Digitized by Google

und unter der Kanzel versucht, es dahin zu bringen, daß Niemand in meiner Gemeinde ohne die letzte Wegzehrung abscheide — aber vergebens. Allerdings muß ich hinzufügen, daß ich andererseits mit Sorgfalt darauf gesehen, daß die Kommunion dem Kranken nicht aufgedrängt werde, sondern daß er sie freiwillig begehre, weil sie anders keinen Wert hat. Aber auch hier, an Sterbebetten, spielt der Aberglaube seine traurige Rolle bei unserem Bauer. Er denkt sich die Wirkung des Sakraments als eine medizinisch-mechanische. Entweder ist die Krankheit so schlimm, daß kein „Doktor" mehr helfen kann, nun, dann hilft vielleicht der liebe Gott noch durchs heilige Abendmahl — man muß es wenigstens versuchen und seine Schuldigkeit thun, zumal erfahrene Leute behaupten, daß nach dem Genusse des heiligen Mahles die Krankheit ihre Gewalt verloren — man bittet also in diesem Falle den Pastor darum. Oder man hält die Krankheit für noch nicht so gefährlich — und das ist der häufigere Fall — daß der Arzt nicht helfen könne: dann soll man den Pastor ja nicht holen lassen, denn es giebt Leute, die behaupten, daß es nach der Kommunion erst recht schlecht mit dem Kranken geworden sei. „Der Pastor ist schon bei ihm gewesen und hat ihn abgespeist; es geht also zu Ende mit ihm." Ein einziges Mal, im Anfange meiner pastoralen Thätigkeit, ließ ich mich verleiten, einen Kranken auf die Kommunion hinzuweisen. Erschrocken blickte er mich an: „Herr Pastor, meinen Sie, daß ich sterben muß? Bin ich denn so krank?" Unablässig

Digitized by Google

aber soll der Geistliche bemüht sein, die Vorurteile gegen die Krankenkommunion zu zerstreuen. Treffliche Gelegenheit dazu bietet die Kommunion selbst, sei es in der Ansprache, die der Geistliche hält, sei es in der Unterredung, die er hinterher mit den Angehörigen des Kranken noch führt. Auch die oben erwähnten Vorträge sind wohl dazu geeignet, indem der Geistliche z. B. das Thema behandelt: Über Unglauben und Aberglauben.

Was nun die seelsorgerlichen Gespräche mit dem Kranken betrifft, so ist auch hier wieder die erste Regel: Höre ruhig und mit Teilnahme an, was dir der Kranke erzählt. Es ist ihm ein tiefes Bedürfnis, dir die Geschichte seiner Leiden ausführlich vorzutragen. Und wenn du beim ersten und zweiten Besuche nicht zu Worte kommst, schadet nichts: Laß dir nur erst alles erzählen. Du kannst dann später um so besser daran anknüpfen. Die zweite Regel lautet hier: Erschrick' nicht zu sehr, wenn dein Kranker seine Vorzüge, die er vor Andern hat; seine guten Werke, die er gethan in seinen gesunden Tagen rühmend hervorhebt; oder wenn er feierlich und einmal über das Andere betont, daß er kein grober Sünder sei, und deshalb nicht wisse, warum ihn Gott der Herr so schwer prüfe oder strafe. Solche Rede begegnet immer wieder und wieder an Krankenbetten, so daß du dich daran gewöhnen mußt, wie an ein notwendiges Übel. Es ist auch nicht Hochmut oder Herzenshärtigkeit, was den Kranken zu solcher Rede treibt, sondern höchstens Oberflächlichkeit, die in dem Rechtsverhältnis

Digitized by Google

begründet ist, welches, wie wir sahen, der Bauer zwischen sich und seinem Gott konstruiert hat. Darum sei deine dritte Regel: Beginne immer mit Trost und freundlicher Zusprache, die aus einem Herzen fließen, welches Erbarmen hat nicht nur mit dem kranken Manne, sondern mehr noch mit dem oberflächlichen Manne, der von Gottes Heiligkeit ebensowenig wie von seiner eigenen Sünde eine Ahnung hat. Merkt der Kranke erst deine Liebe, so wird er sich hernach auch deinen Ernst, der aus der Liebe geboren wird, gefallen lassen. Im übrigen will es beachtet sein, daß der Kranke mit allen Fasern seines Denkens an diesem Leben hängt, auch wenn es dir gelingt, ihn zeitweilig durch dein Gespräch darüber hinauszuheben. Er kehrt immer wieder dahin zurück. Ich wurde einst des Morgens vier Uhr zu einem kranken Mädchen gerufen, das, von Jugend auf verkrüppelt und elend, plötzlich dem Tode sehr nahe gerückt war. Sie begehrte das heilige Abendmahl. Die ganze Familie war um das Sterbebett versammelt und schluchzte. Es war eine der ergreifendsten Krankenkommunionen, die ich bisher gehalten. Aufmerksam hörte die Kranke zu und beantwortete meine Fragen klar und deutlich. So oft der Name des Heilands genannt wurde, neigte sie andächtig ihr Haupt. Das Vater Unser betete sie mit. Das Amen nach dem Segen wiederholte sie. Ich schickte mich an, sie zu verlassen, indem ich versprach, bald wieder kommen zu wollen. Da winkte sie mich noch einmal zu sich heran. Ich beugte mich zu ihr, und sie flüsterte: „Herr Pastor, noch eine Bitte!“ „Gewiß,

Digitized by Google

sprechen Sie nur!" „Halten Sie mir doch ja eine recht hübsche Leichenrede!" — So die Jugend! Und das liebe Alter? Eine Frau von mehr als siebenzig Jahren, die ihr ganzes Leben hindurch stolz auf ihr Geld und hochmütig gegen andere Leute gewesen war, ließ sich vor ihrem Tode mehr wie einmal von mir versprechen, ich wolle dafür sorgen, daß ihre Angehörigen zu dem Grabdenkmal, daß sie ihr ja setzen lassen müßten, keinen gewöhnlichen Sandstein nehmen, sondern den festen Stein aus jenem zehn Stunden weiten Steinbruche. „Ich kann's ja bezahlen", vergaß sie nicht beizufügen. Hier ist eine eindringliche Mahnung, die Gedanken auf ewige, und nicht auf eitle, irdische Dinge zu richten, wohl angebracht. Anders ist es natürlich zu beurteilen, wenn einer Mutter das Sterben schwer wird, um ihrer unmündigen Kinder willen, die sie zurück läßt und dergl. Hier tröste der Geistliche, dem ja zahlreiche Bibelstellen für diesen Zweck zu Gebote stehen. Zu den vorhin erzählten Beispielen aber gehört es noch, wenn der Kranke oder die Angehörigen nach beendeter Kommunion fragen: „Was kostet's, Herr Pastor?" oder: „Was kriegen Sie denn für Ihre Mühe?" Ich habe, um dieser verletzenden Frage ein für allemal zu entgehen, die Gebühren für Krankenkommunionen einfach abgeschafft.

Was nun die seelsorgerlichen Gespräche mit den Kranken insonderheit angeht, so sind sie die leichtesten von Allen, sofern ja die Situation eine ganz bestimmte ist, innerhalb deren das Gespräch sich zu bewegen hat.

Digitized by Google

Hoffnung auf Genesung; Ergebung in Gottes Willen; die Nähe des Todes; Jesus Christus der Überwinder des Todes für diejenigen, die an seinen Namen glauben; der Segen des Leidens; die Kraft und Herrlichkeit des Gebetes im Leiden: das werden immer die Gesichtspunkte sein, um die das Gespräch sich bewegt. Deshalb ist es nicht notwendig, einzelne Beispiele, wie vorhin, mitzuteilen. Wer am Kranken- und Sterbebette nicht das rechte Wort findet; wer auch da noch fragt: wie soll ich es machen? was soll ich reden? der ist nicht zum Pastor geboren, auch wenn er ein noch so gewandter Kanzelredner wäre. Es ist wie wenn Jemand, der ein Haus brennen sieht, erst fragen wollte: was soll ich machen? oder: wie soll ich das Feuer löschen? Der Kranke weiß, daß Du nicht als Arzt oder guter Nachbar zu ihm kommst, sondern als sein Pastor, Seelsorger. Er will von dir gar nichts anderes hören, als Trost und Ermahnung aus Gottes Wort, verbunden mit herzlichem Gebet. Das ist die Hauptsache. Wenn du daneben ihm das Kopfkissen zurecht legst; ihm die Medizin reichst; oder in Ordnung seiner irdischen Angelegenheiten behilflich bist, so ist auch dafür dein Kranker sehr dankbar; aber wie gesagt, in erster Linie verlangt er etwas Anderes von dir, was die Andern nicht so bieten können. „Ich freue mich jedesmal, wenn Sie kommen, Herr Pastor. Mit Ihnen kann man doch mal über etwas Anderes reden, als mit den Andern. Ich bin jedesmal wieder zufrieden und ordentlich erbaut, wenn Sie dagewesen sind.“ Ist das die Meinung des

Digitized by Google

Kranken, dann sei sicher, du bist ihm zum Segen an sein Bett gekommen. Ein alter Mann, der viele Jahre an einer entsetzlichen Flechte litt, die seinen Körper langsam verzehrte, war unermüdlich, mir seine Meinung über himmlische Dinge zu sagen, und die meinige dagegen zu hören. Da er viel allein lag, so saß ich oft stundenlang mit ihm zusammen in Gesprächen, die ich nie vergessen werde. Die bäuerliche Oberflächlichkeit in religiösen Dingen sank immer mehr dahin und in geradezu herrlicher Weise offenbarte sich sein Inneres im Lichte des göttlichen Wortes. Sein ganzes Leben, auch seine schwere Krankheit, stellte er in dieses Licht, und beleuchtete mit demselben auch das Leben des ganzen Volkes. Ich kann es hier nicht weiter erzählen, aber als der Mann gestorben, da war es mir, als wäre mein Seelsorger gestorben. Soviel war er mir geworden und gewesen, ohne daß er es wollte. Unerfahrenen, noch ganz jungen Geistlichen, die beim besten Willen zuweilen nicht das rechte Wort oder wohl gar überhaupt kein Wort des Trostes finden, was sie dem Kranken bieten könnten, will ich gern verraten, daß es in solchen Fällen ein einfaches Mittel giebt, sich aus der Verlegenheit zu helfen. Man frage nämlich den Kranken, ob man ihm nicht ein Lied oder einen Psalm vorlesen solle, und er wird stets mit Freuden seine Einwilligung dazu geben. Auf Grund des vorgelesenen Lied- oder Bibeltextes macht sich alsdann ein passendes Gespräch von selbst. Bibel und Gesangbuch werden sonst in Bauernhäusern nicht allzuviel mehr gebraucht — moderne Erbauungsbücher,

Digitized by Google

wie man sie in Pfarrhäusern findet, freilich erst recht nicht — aber in Krankenstuben ist immer noch Beides zu finden: das Gesangbuch mehr noch als die Bibel. Zuweilen gab ich beim Fortgehen aus dem Zimmer dem anwesenden Schulkinde auf, diesen oder jenen Abschnitt aus der Bibel, dieses oder jenes Lied dem Kranken bis zu meinem nächsten Besuche vorzulesen. Hierbei hören die anderen Familienglieder mit zu und vernehmen auf diese Weise auch, was der Herr unser Gott sagt, oder wie ein gottbegnadeter Sänger die Liebe und Allmacht Gottes preist und sich darein versenkt. Wieviel es übrigens an Kranken- und Sterbebetten für den Geistlichen zu lernen und zu beobachten giebt, das zeigt ein so gediegenes Werk wie das von Eucharius Kündig (6. Aufl. herausgegeb. von Rudolf Anstein): „Erfahrungen am Kranken- und Sterbebette." Basel 1888, bei Adolf Geering. Ich kann das Studium dieses Buches nicht dringend genug empfehlen. Ein einziges Mal ist es mir begegnet, daß eine kranke Frau von mir als ihrem Seelsorger lange Zeit nichts wissen wollte. Eine merkwürdige Frau! Seit 20 Jahren Witwe, hatte sie schon mit ihrem Manne kaum ein Wort geredet, und war seit dem Tode desselben nur noch wortkarger geworden, zumal sie sich vor Niemandem sehen ließ, sondern aus unüberwindlicher Menschenscheu sich vor Jedermann verbarg und nur mit ihrem unverheirateten Sohne zusammenlebte. Seit langen Jahren war sie in keine Kirche, nicht zum Abendmahl gekommen. Viele Leute des Dorfes wußten gar nicht, ob die Frau

Digitized by Google

noch lebe oder nicht. Sie wurde krank. Ihr Sohn bat mich, die Mutter zu besuchen. Als ich das erste Mal hereintrat, drehte sie sich nach der Wand um. Auf meine Frage, wie es ihr gehe, bekam ich nur ein brummiges „hm" zur Antwort. Das war Alles. Der Sohn erzählte mir von ihrem Leiden; die Nachbarsleute von ihrer Vergangenheit. Das zweite Mal traf ich sie allein. Ich merkte, wie unangenehm ihr mein Kommen war, fragte nach ihrem Sohne und ging fort, nicht ohne ihr gute Besserung zu wünschen. Als ich wieder hinkam, waren Verwandte zu Besuch da. Im Laufe des Gespräches machte es sich, daß ich die Partei der Kranken gegen ihren Sohn ergriff. Da brach das Eis. „Nicht wahr, Herr Pastor, Sie sind auch meiner Meinung?", wandte Sie sich an mich. Ich bejahte, und beim Fortgehen bat sie mich, sie wieder zu besuchen. Es ging langsam, aber es ging doch vorwärts mit ihr: Sie wurde mitteilsamer, und williger, anzuhören, was ich ihr zu sagen hatte. Schließlich bat sie mich jedesmal, wenn ich fortging, doch ja recht bald wieder zu kommen, und als ich einst acht Tage nicht bei ihr gewesen, weil ich verreist war, meinte sie bei meinem Eintritt in die Stube, es sei nicht hübsch von mir, daß ich mich so lange nicht um sie gekümmert hätte.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Daß ich zum Gegenstande meiner Beobachtung auch die Glieder des eigenen Standes gemacht habe, kann nicht weiter auffallen. Wohl aber mag es bedenklich erscheinen, diese Beobachtungen auch in die Öffentlichkeit zu bringen, und so vielleicht Anlaß zu unliebsamen Debatten zu geben. Allein ich denke nichts zu sagen, was ich nicht auch zu vertreten jeder Zeit bereit bin, und bin gerade bei diesem Kapitel darauf gefaßt, daß Andere andere Beobachtungen gemacht haben. Es wäre gut, wenn sie damit nicht hinter dem Berge halten, sondern an's Tageslicht kommen wollten. Denn in einer Zeit, in welcher wie in der unsrigen, der geistliche Stand von allen Seiten scharf beobachtet wird in seinem Thun und Treiben, wird es nur heilsam sein, wenn die Standesglieder sich gegenseitig selbst der Beobachtung unterstellen und das Resultat derselben offen und ehrlich einander mitteilen, mag es auch nicht opportun erscheinen. Aber es gilt von der Opportunität, was der alte Büchsel von der Vorsicht gesagt haben soll, und was auf dem ersten evangelisch-sozialen Kongreß von Bodelschwingh in Verteidigung seines Freundes Stöckers wiederholte: die verfl. Opportunität!

Was zuerst die Lebenshaltung der Geistlichen betrifft, so ist sie im Vergleich zu der anderer Stände, deren Träger

Digitized by Google

sich einer akademischen Bildung erfreuen, eine einfache, oft zu einfache, fast ärmliche, zu nennen. Der Arzt, der Richter, der Philologe rangieren, wenn ich so sagen darf, eine Servisklasse höher in dieser Beziehung, und jedermann scheint das auch ganz in der Ordnung zu finden. Damit hängt zusammen, daß die Arbeit und das Ansehen der Geistlichen im Allgemeinen auch nicht so hoch gewertet werden wie die des Richters, Arztes u. s. w. Die Welt urteilt nach dem Sinnenfälligen. Nun, einfach muß auch die Lebenshaltung der Geistlichen sein. Denn sie, die ein ewiges Evangelium zu verkündigen haben, dürfen ihr Herz auch nicht an das Eitle, den Sinnen dienende hängen. Sie dürfen nicht zu der Meinung beitragen, daß der Grad der Bildung abhängig ist von der Größe des Weinkellers und von der Preislage der Cigarren. Vielmehr müssen sie mit aller Macht festhalten, was sie von den Vätern überkommen: den Ruhm, die Vertreter der idealsten, weil christlichen, Weltanschauung zu sein. In der Welt, aber nicht von der Welt. Und zu dieser Anschauung die Herzen der Menschen zu bekehren, ist und bleibt unsere gottgewollte Aufgabe. Also: einfach, ja. Aber ärmlich? Das sollte nicht sein! Man sagt vielfach, daß die älteren Geistlichen, gegenüber den jüngeren Amtsbrüdern, einfacher gelebt hätten, einfacher eingerichtet gewesen seien. In den Häusern der Jetztzeit herrsche ein kaum noch zu billigender Luxus. Ich gestehe: für mich eine unverständliche Rede! Bei den Pfarrersleuten älteren Datums, die ich kennen gelernt, und deren sind nicht wenige — trifft das Urteil

Digitized by Google

nicht zu. Vielmehr muß ich sagen: Für die damalige Zeit, d. h. vor 50 und 60 Jahren, waren die Pfarrer oft sehr vornehm eingerichtet und konnten den Vergleich mit andern Ständen auch sonst, z. B. in der Erziehung der Kinder, in der Häufigkeit, größere Reisen zu machen, sehr wohl aushalten. Das ist jetzt anders, ganz anders geworden! Gewiß trifft man in Pfarrhäusern der Jetztzeit nicht mehr Tische, Stühle und Sofas, wie sie vor einem halben Jahrhundert Mode waren, sondern solche, die eben jetzt Mode sind — worüber freilich mancher ehrwürdige alte Amtsbruder bedenklich sein Haupt zu schütteln nicht umhin kann — aber im übrigen? Andere Leute schicken ihre Kinder rechtzeitig zur Stadt auf die Schule — der Pastor hält sie vielfach ungebührlich lange daheim fest, weil er muß. Es fehlen die Mittel. Der Vater ist Jahre hindurch der Lehrer seiner Kinder. Er bereitet sie vor bis Tertia und Secunda, nur damit es nicht soviel kostet. Es sei ferne, den Segen für die Kinder zu verkennen, der darin liegt, daß sie möglichst lange unter den Augen der Eltern im Pfarrhause leben und heranwachsen — aber das ist nicht der Gesichtspunkt, unter welchem so manche Geistliche Unterricht erteilen, sondern wie gesagt, das bittere Kraut „Muß" veranlaßt sie dazu. Das ist der eine Grund, warum ich die Lebenshaltung vieler Brüder eine zu einfache, fast ärmliche nannte. Der andere ist dieser: Es hat von jeher zur Lebenshaltung des gebildeten Menschen gehört, daß er durch Reisen seinen Gesichtspunkt zu erweitern sucht. Bei der Großartigkeit der Verkehrsmittel wird in

Digitized by Google

unseren Tagen denn auch mehr als früher gereist. Jeder gebildete Mensch benutzt seine freie Zeit, seine Ferien dazu: es ist eine wahre Völkerwanderung, bei der alle Stände vertreten sind — der geistliche Stand freilich am wenigsten. Es fehlt an Mitteln dazu. Muß er aber reisen, weil er krank, nervös ist, nun dann in ein Seebad, das dadurch bekannt ist, daß sich namentlich viel „Lehrer und Geistliche" dahin zurückziehen, weil's dort nicht so viel kostet. Auch die Hospize — von wem werden sie mehr aufgesucht, als wie vom Geistlichen? Und warum? Weil's dort am billigsten ist. Nebenbei: die christliche Hausordnung der Hospize in allen Ehren! Wir halten viel davon! Aber hiervon abgesehen, geht's in denselben genau so „weltlich" zu, wie in jedem guten Hotel. Es ließen sich noch andere Dinge zur Sprache bringen, um zu beweisen, daß die Lebenshaltung in unserem Stande oft eine zu einfache ist, z. B. die Art sich zu kleiden, die, weil oft zu einfach, darum nicht selten auch geschmacklos wird, bei Geistlichen und deren Frauen. Doch genug! Es macht wenig Freude, von dergleichen zu reden. Und doch mußte es geschehen um des Folgenden willen. Begründet nämlich sind die genannten Erscheinungen in dem zu geringen Einkommen der Geistlichen und in der Art und Weise, wie das Einkommen bezogen wird.

Ich weiß wohl, es giebt Pfarrstellen mit 10,000 ℳ Einkommen und mehr. Doch wie groß ist ihre Zahl? Ich weiß auch, daß, wenn Jemand, wie es ja in amtlichen Listen zuweilen geschieht, z. B. das Gesamtpfarreinkommen

Digitized by Google

einer Provinz oder gar eines Staates berechnet, durchschnittlich auf den Einzelnen eine ganz nette Summe entfällt. Aber bei dieser Durchschnittsberechnung im Ganzen kann der Einzelne in Wirklichkeit große Not leiden, und leidet sie auch oft genug. Das Einkommen der Geistlichen ist zu gering, weil es dem anderer Stände mit akademischer Bildung nicht gleich ist. Warum soll ein Pastor schlechter besoldet sein, wie ein Jurist oder wie ein Philologe? Hat er weniger gelernt wie sie? Oder hat er weniger Arbeit wie sie? Oder ist seine Arbeit weniger wertvoll? Oder macht das Leben an den Geistlichen weniger Ansprüche wie an jene Herren? Oder kostet die Unterhaltung einer Pfarrfamilie weniger, als die einer Juristenfamilie? Aber es ist, wie vorhin schon angedeutet, ein allgemeines Vorurteil: ein Pastor braucht nicht so viel Einkommen wie andere Leute. Uns will es scheinen, als übersehe man bei solch' thörichter Rede, daß es sich hier um evangelische Geistliche handelt, die meist verheiratet sind und Familie haben, und nicht um katholische im Cölibat lebende Priester. Leider begünstigen evangelische Theologen jenes Vorurteil noch dadurch, daß die meisten Kandidaten sich zu früh verloben, um dann sofort, wenn die erste kleine Stelle erlangt ist, zu heiraten. Das ist nicht gut. Zwar man redet sich selbst vor: es wird schon gehen, der Zufriedene hat immer satt; ja man citiert sogar Schiller's Ausspruch von der „kleinsten Hütte", aber siehe da! sehr bald geht's dann doch nicht: der Herr Pfarrer muß seinen Rock übermäßig lange

Digitized by Google

tragen, und die Frau Pastor ihr himmelblaues Kleid. Oder man muß, will man das nicht, seine Zuflucht zu einem Töchter- oder Knaben-Pensionate nehmen. Daß nicht bei allen Geistlichen die Lebens-, Berufs- und Arbeits-Freudigkeit unter solchen Verhältnissen wächst, ist klar. Im Gegenteil! Manch Einer, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, verkümmert dabei und lebt wie ein flügellahmer Vogel dahin. Einen gebildeten Menschen drücken Nahrungssorgen viel schwerer darnieder als einen Tagelöhner. Die Meinung ist wahrlich nicht, daß ein Geistlicher von Anfang an in Saus und Braus leben soll — das soll er überhaupt nicht — es ist vielmehr nur heilsam, wenn junge Leute sich einzurichten lernen müssen. Aber Alles hat seine Grenzen! Wenn das Einrichten aus Mangel an Mitteln soweit gehen muß, daß selbst die Gemeindeglieder, geschweige der gebildete Mann, sich darüber lustig machen, dann gereicht das dem Stande der Geistlichen nicht zur Ehre, sondern zur Schande, und wir sind selbst Schuld daran, daß man immer despektierlicher von uns redet, wenn wir nicht alles thun, was in unseren Kräften steht, diese Zustände zu beseitigen. Daher ist ein guter Rat an die Kandidaten wohl angebracht: Nicht zu bald heiraten! Ihr seid es eurer zukünftigen Gattin schuldig, daß ihr sie vor allzu großem „Einrichten-Müssen" bewahrt. Ihr seid das euch selbst und eurem Amte schuldig! Neben dem Sprichwort: „Ehen werden im Himmel geschlossen", giebt es ein Gottes-Wort, das 1. Timoth. 5, 8 geschrieben steht:

Digitized by Google

„So Jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet, und ist ärger, denn ein Heide“. Man darf getrost behaupten, daß heutzutage nicht Jeder, der eine Pfarrstelle mit minimalem Gehalt antritt, damit auch schon in der Lage ist, eine Frau standesgemäß zu ernähren. Dazu sind der Ansprüche, die das Leben stellt, und denen sich der Geistliche nicht entziehen soll, zu viele geworden. In Summa: das Einkommen der Geistlichen muß erhöht werden! Wir verkennen nicht, daß in dem letzten Jahrzehnt Manches in dieser Richtung geschehen ist, z. B. durch Gewährung der staatlichen Alterszulagen, aber es ist bei weitem nicht ausreichend. Wie gesagt, die Geistlichen dürfen nicht eher ruhen, bis sie im Gehalt den Philologen und Juristen gleichgestellt sind.

Schlimmer jedoch, als das geringe Einkommen, ist die Art und Weise, wie auf den meisten Pfarrstellen die Intraden eingehen. Der ganze Jammer und das ganze Elend des Pfründensystems thut sich da vor uns auf. Über diesen Punkt ist in letzter Zeit so viel geredet und geschrieben, daß wir die Bekanntschaft damit voraussetzen dürfen. Die Pfründe muß entweder fort oder so gestaltet werden, daß auch bei ihrem Bestehen eine Besoldung nach dem Dienstalter möglich ist. Das ist die einzig richtige und gerechte Art. Zugegeben, was Jedem ohnehin bekannt ist, daß es sich bei der Pfründe um historisch gewordene, nun zu Recht bestehende Verhältnisse handelt; zugegeben weiter, daß daran nichts geändert werden kann, ohne in

Digitized by Google

wohlerworbene Rechte Dritter einzugreifen; zugegeben endlich, daß die Regelung der ganzen Materie eine äußerst schwierige ist: so bleibt dennoch die Notwendigkeit einer Neuordnung bestehen. Das läßt sich gar nicht leugnen und wird kaum noch geleugnet. Das zu Recht Bestehende zu ändern, dazu haben wir ein verfassungsmäßiges Recht in den Parlamenten. In die wohlerworbenen Rechte Dritter einzugreifen — wie oft geschah das nicht und geschieht noch, wenn es sich um Wohl und Wehe eines großen Ganzen handelte und handelt? Wir erinnern nur an das Enteignungsverfahren, an die Aufhebung der Patrimonialgerichte, an die Abschaffung der Erbunterthänigkeit der Bauern und dergl. „Die Materie ist äußerst schwierig zu regeln" — ja! Aber seit wann sind in Preußen Schwierigkeiten ein Grund, Zustände, die sich überlebt haben, bestehen zu lassen? Man erinnert uns an die Privatpatronate. Sie sollen ja bleiben. Es bedarf nur einer Verordnung, daß kein Geistlicher auf solcher Stelle bestätigt wird, der nicht den in Gehaltssachen staatlich festgesetzten Bestimmungen entspricht. Das ist das Ziel, und es wird bei allseitig gutem Willen erreicht werden, zum Heil der Kirche, deren Diener dann weniger von Nahrungssorgen gedrückt werden. Dahin müssen die Geistlichen gelangen. Eher dürfen sie nicht ruhen. Aber wie ist es jetzt? Wir reden gar nicht von solchen Stellen, deren Einkommen größtenteils noch in Naturallieferungen der Eingepfarrten an den Pfarrer besteht: da herrschen wahrhaft vorsündflutliche Zustände.

Digitized by Google

Ein unwürdiges Spiel des Betruges tritt da vielfach zu Tage und macht dem Geistlichen das Leben schwer und bringt ihn in Zwiespalt mit einem großen Teile seiner Gemeindeglieder. Es giebt zwar Leute, die selbst das nicht so schlimm finden, weil doch der Pastor dabei, nämlich beim Getreideabliefern der Bauern, Gelegenheit habe, manch' treffliches Wort zu reden — habeant sibi! Es sei nur eine Pfarrstelle vorausgesetzt, deren Einkommen sich zu einem Teile aus Zinsen von Wertpapieren, zum andern aus Ackerpacht und zum dritten Teile aus Gebühren und Gefällen zusammensetzt. Die Zinsen hat der Pfarrer als festen Einkommensteil. Sie laufen pünktlich ein. Er kann sich darauf verlassen. Nur auf das Eine muß er gefaßt sein, daß 4½prozentige Papiere auf 4, und 4prozentige auf 3½ Prozent herabgesetzt werden. Ob er den Ausfall ersetzt erhält, ist zweifelhaft, und hängt in erster Linie von der Laune des Gemeinde-Kirchenrates ab. Nicht so günstig stehen die Dinge beim Ackerpacht. Zwar im Kontrakt stimmt Alles bis auf den Pfennig. Da ist Alles klipp und klar: Weder in Friedens- noch in Kriegszeiten, weder bei Mißwachs noch bei Teuerung hat der Pächter Anspruch auf Pachterlaß. Ja, das liebe Papier, und wäre es ein Stempelbogen, welch' herrliche Paragraphen kann man da nicht alles darauf schreiben — aber die rauhe Wirklichkeit! Säumige Zahler! Welcher Pastor schickt, trotzdem er vielfach damit gedroht hat, dem Säumigen einen Gerichtsvollzieher in's Haus? Wartet er nicht lieber 2—3 Jahre und borgt sich inzwischen selber Geld? Mißwachs! Der

Digitized by Google

Pastor sieht selbst, daß die Leute auf dem Pfarracker fast nichts geerntet haben; nun kommen sie und klagen ihm ihre Not — wer ist hartherzig genug, nichts nachzulassen an der Forderung? Aber wer ersetzt es ihm? Krankheit in der Familie! Der Pastor hatte manche Suppe hingeschickt; die Pachtrate ist schon längst fällig gewesen. Niemand fragt auch nur, ob er Pacht wolle. Soll er mahnen? Die Not in jener Familie ist wirklich groß — nur beim Pastor tritt nie Not ein, ob er auch selten genug Geld zu sehen bekommt. Er lebt mit den Seinen „von der Luft". Und die ist auf dem Lande wirklich gut und gesund. Geht es einem Juristen, einem Arzt, einem Philologen, einem Offizier auch so? Gesetzt aber, sie hätten einen Teil ihres Einkommens in Ackerpacht zu beziehen: jedenfalls hätten sie keine Gemeinde. Sie könnten und würden die Säumigen gerichtlich belangen. Der Pastor darf das um seines Amtes Willen nur im äußersten Falle thun. Der dritte Teil des Einkommens waren Gebühren und Gefälle. Man frage die meisten Landgeistlichen, wie viel von dem, was im Einkommensverzeichnisse steht an dergleichen, wirklich noch eingeht. Einige Geistliche haben geglaubt, ihre Einkünfte dadurch zu verbessern, daß sie einen Teil der Pfarräcker in Selbstbewirtschaftung nahmen. Man frage bei ihnen an, was für Geschäfte sie damit gemacht haben. Alles in Allem: die eigentliche crux des Pfarrstandes ruht nicht nur in seinem geringen Einkommen, sondern mehr noch darin, daß dies geringe Einkommen, zumal auf dem Lande, so

Digitized by Google

unregelmäßig und ungleichmäßig eingeht. Ich weiß nie, ob ich, wenn die Stelle mit 3000 Mark im Amtskalender steht, auch wirklich 2400 Mark davon beziehe. Die Abgaben für Witwenkasse, Pensionsfonds ꝛc. werden jedoch nach dem Satze von 3000 Mark seitens der Behörde berechnet. Ist dies Beispiel auch nur eine Annahme, so ist es darum der Wirklichkeit nicht weniger entsprechend. Wie soll nun bei dieser Sachlage der Geistliche sein Jahresbudget aufstellen? Als guter Hauswirt muß er das doch; je größer seine Familie, umsomehr muß er das. Es ist ganz unmöglich. Er weiß ja nie, ob die Einkommensteile, die er in Rechnung stellen will, auch wirklich in seine Hände kommen! Kann man von hier aus nicht das erklären, was man so oft an dem Geistlichen tadelnd wahrgenommen hat, sein unsicheres Auftreten in der guten Gesellschaft? In der That, wer fortwährend mit Pfennigen rechnen muß, wird ängstlich auch da, wo er sich als den gebildeten Mann in edler freier Weise zeigen sollte. Nur das Genie macht eine Ausnahme von dieser Regel. Bei den anderen Sterblichen existiert zwischen ihrer Rolle, die sie in der Gesellschaft spielen und zwischen ihrem Portemonnaie ein leicht nachweisbarer Zusammenhang, trotz aller vielleicht noch so tiefen Bildung. Auch der Geistliche ist dieser Regel unterworfen.

Nahe verwandt mit dem eben Besprochenen ist ein anderer Punkt: Die Stellung des Pastors zum öffentlichen Leben seines Volkes. Die Zeiten liegen noch nicht so sehr weit hinter uns, in denen es als ganz selbstverständlich

Digitized by Google

angesehen wurde, daß ein Geistlicher sich am öffentlichen Leben nicht zu beteiligen habe. Er predigt, giebt Konfirmanden-Unterricht, besucht seine Kranken — das ist alles. Was sonst noch in der Welt passiert, geht ihn nichts an. Namentlich hat er sich um Reichs- und Landtagswahlen, um die große und kleine Politik, um Bewegungen und Strömungen im Volksleben absolut nicht zu kümmern. Das besorgen die Herren Beamten ganz allein. Der Geistliche aber ist laut einer gerichtlichen Entscheidung gar kein Beamter, weder direkter noch indirekter, sondern nur Religionsdiener. Für einen solchen schickt es sich nicht, sich mit Welthändeln zu befassen. Das leuchtete umsomehr ein, als man warnend auf das vielfach unwürdige politische Thun und Treiben der katholischen Geistlichen hinweisen konnte. So die Einen. Andere, und zwar meist fromme oder frommthuende Laien, waren überzeugt, daß ein Geistlicher zu gut sei, als daß er sich in die Dinge dieser Welt einlassen dürfe. Denn die Welt liegt im Argen und ist böse. Er pflege die Konventikel, beschränke sich auf die Gläubigen, die seiner Belehrung harren, und blicke ja nicht über die Kirchenmauer, zu sehen, was dahinter passiert. Es ist da doch nichts anderes als ein Feld voller Totengebeine. Es war also ganz in der Ordnung, wenn der Geistliche fein zurückgezogen vom Welttreiben lebte. Es war auch bequem. Er brauchte sein liebes Ich nie zu exponieren, und kam nie in die Verlegenheit, einen andern als den gewohnten Kanzelton von sich hören lassen zu müssen.

Digitized by Google

Es sind — die Sozialdemokraten gewesen, die dem Dinge ein Ende gemacht und wie so manche andere Kreise, so auch die Geistlichkeit aus dem Schlummer aufgeweckt haben. Seit sie in den Reichstag eingezogen sind und dort ihre Stimme zu Gunsten der Arbeiterwelt erhoben haben, seit der Zeit ist es auch dem blödesten Auge klar geworden, daß die materialistische Weltanschauung, die bisher nur in der Theorie existiert hatte, die ganzen niederen Volksschichten ergriffen hat. Nun schrie alle Welt nach der Kirche, d. h. nach ihren amtlichen Organen, den Geistlichen, um Hilfe. „Wo ist die Kirche? Wo sind die Pastoren? Warum haben sie nicht besser aufgepaßt? So weit wäre es nie gekommen, wenn die Pfaffen sich mehr um das Volk gekümmert hätten.“ Im Handumdrehen wurden die Geistlichen zum Prügelknaben für alle Schäden im Volksleben gemacht. Genug! Es ist, Gott sei Dank, anders geworden. Vom Thron herab geht die Mahnung an die Kirche, zur Heilung der Volksschäden mitzuhelfen. Aber sonderbar! Noch immer kann sich ein großer Teil der Geistlichen nicht in diese Arbeit finden. Es fehlt ihnen nicht nur an parlamentarischer Schulung, an sozialpolitischer Kenntnis u. s. w. — nein! was man nicht für möglich halten sollte, es fehlt auch an der Fähigkeit, in Volksversammlungen zu reden. Sie finden nicht das rechte Wort, nicht den rechten Ton. Unzweifelhaft sind die katholischen Geistlichen in diesem Stück uns meistens überlegen. Wer die Verfassung der katholischen Kirche kennt, wird das auch nicht weiter verwunderlich finden.

Digitized by Google

Wohl aber ist es verwunderlich, daß die evangelischen Geistlichen, die doch meist Söhne des sog. „Volkes" sind, d. h. die doch meist aus den niederen Volksschichten hervorgegangen sind, ihr Volk so wenig kennen, und deshalb auch so schwer dazu zu bringen sind, in Versammlungen, die nicht gerade einen Missionszweck verfolgen, zum Volk zu reden. Wie ist das zu erklären? Wir denken, nicht allzu schwer. Den Eltern recht vieler Geistlichen ist es blutsauer geworden, ihren Sohn studieren zu lassen. Es wurde jeder Groschen zusammengespart, nur damit derselbe sein Ziel erreiche. Mit eisernem Fleiß war der Sohn darauf bedacht, möglichst bald vom Geldbeutel seiner geliebten Eltern herunter und in Amt und Würden hinein zu kommen. Deshalb kümmerte er sich auf dem Gymnasium wie noch mehr auf der Universität um nichts anderes als um seine Bücher und deren Studium. Alles Andere existierte für ihn nicht. Das erste theologische Examen wurde bestanden, bis zum zweiten eine Hauslehrerstelle angenommen und das Militärjahr absolviert. Nach bestandenem zweiten Examen gings dann sofort — was bis vor fünf Jahren noch möglich war — ins Pfarramt aufs Dorf. Gewiß lernte der junge Geistliche nun seine Bauern kennen, gründlich kennen, aber die Bauern sind nicht das ganze Volk, sondern nur eine Schicht desselben. Man sage also: Vom Dorfe stammen, auf der Schule und der Universität sich nur um seine Bücher kümmern, aufs Dorf zurück als Pastor — ist das der Weg, sein Volk kennen zu lernen? Nimmermehr!

Digitized by Google

Zweierlei muß, meines Erachtens dazu kommen. Erstens reisen und zweitens Umgang mit gebildeten Laien. Warum die Geistlichen so wenig reisen, wurde schon ausgesprochen. Umgang mit gebildeten Laien — ja, woher auf dem Dorfe nehmen ohne zu stehlen, möchte man hier ausrufen. In der That! Die Dorfgeistlichen entbehren viel hierin und sind gegenüber den Brüdern in der Großstadt gewaltig im Nachteil. Gewiß soll Jeder zunächst Umgang mit Seinesgleichen suchen zu gegenseitiger Aussprache und Belehrung in gemeinsamen Angelegenheiten. Für die Pastoren haben die unlängst ins Leben getretenen Pfarrer-Vereine hier eine große Aufgabe zu erfüllen. Nichtsdestoweniger bleibt es wahr: wer alle Dinge nur durch die Partei- oder Standesbrille sieht, wird sehr bald in hohem Maße einseitig und unfähig, Leute mit anderen Interessen, auf anderem Standpunkte zu verstehen. Wende ich das an auf unsere Zeit! Es handelt sich um die soziale Frage. Sie hat nicht nur eine sittliche und eine religiöse Seite, sondern auch eine nationalökonomische und eine rein politische. Will der Pastor sich ein richtiges Urteil bilden, so wird er auch den wirtschaftlichen und politischen Faktor ins Auge zu fassen haben, d. h. er wird mit Leuten, die diese Seiten der Frage vertreten, also mit Arbeitgebern und Arbeitnehmern, mit Parlamentariern darüber debattieren müssen. Er muß wissen, welche Sorgen und Arbeit ein Fabrik*herr*, und welche ein Fabrik*arbeiter* hat. Er muß wissen, was zur Zeit von den Forderungen der Sozialdemokraten politisch

Digitized by Google

möglich nnd politiſch unmöglich iſt u. ſ. w. Das Alles können ihm ſeine Amtsbrüder nicht genügend erklären, aus ſeiner Zeitung lernt er es auch nur halb: Umgang mit Leuten, die in dieſen Fragen mitten inne ſtehen, hilft da allein und hilft gründlich. Nicht wenige Geiſtliche aber haben immer noch eine ſchwer zu überwindende Scheu vor dem Umgang mit Laien. Sie fühlen ſich nicht wohl in ihrer Mitte. Es iſt als fürchteten ſie, an paſtoraler Würde und paſtoralem Anſehen einzubüßen. Das iſt nicht recht. Darum weg mit dieſer Engherzigkeit! Weg mit dieſen Beklemmungen, auch wenn mal kein theologiſches Geſpräch geführt wird; auch wenn mal kein paſtoraler Ton herrſcht in der Unterhaltung. Man verlange nicht nur Rückſicht, man nehme auch Rückſicht! Rückſicht auf die Angelegenheiten Anderer und bringe ihnen Teilnahme und Intereſſe entgegen. Die Geſchichte bezeugt es reichlich, daß die Dinge oft genug anders verliefen, als die Vertreter der Kirche ſich gedacht; darum aber nicht weniger gut und heilſam. Denn das Vaterauge Gottes ſieht weiter als unſere Augen, und ſeine Liebe umfaßt alle Menſchen, auch diejenigen, die einſtweilen ſeinem Reiche noch ferne ſind. Ja, um was handelt es ſich denn? Und weshalb reden wir hier? Der Paſtor und das öffentliche Leben, das iſt die Frage. Die Frage, wie wir wieder Einfluß auf das öffentliche Leben unſeres Volkes gewinnen. Zu welchem Zweck? Zu keinem anderen, als zu dem, den Abfall vom Glauben an unſeren Herrn und Heiland Jeſus Chriſtus nach

Digitized by Google

Möglichkeit zu hindern, und der Treue gegen Gott und Menschen wieder eine Stätte in dem Herzen der Kinder unseres Volkes zu bereiten. Es ist ausgemacht, daß dazu die Predigt auf der Kanzel nicht mehr genügt, weil Viele ja nicht mehr ins Gotteshaus kommen. So müssen wir außerhalb der Kirchenmauern unsere Schuldigkeit zu thun suchen. Hinein also ins Volk! Hinein in die Volksversammlungen! Hinein in die große und kleine Politik! Laßt uns etwas „weltlicher“ werden, damit die Welt etwas „kirchlicher“ werde! Ist der Schade unseres Volkes schlimm, nun wohlan! so lange wir noch nicht alles gethan haben, was wir können, brauchen wir an der Heilung dieses Schadens noch nicht zu verzweifeln. Bis jetzt aber haben wir herzlich wenig gethan. Laßt uns erst alle Mittel erschöpfen, die wir haben, und alle Kraft versuchen, die wir besitzen, und dann erst, wenn das geschehen, wollen wir sehen, ob wirklich nicht das Evangelium die Alles und Alle erneuernde Macht ist. Aber das Evangelium ist diese Macht. Darauf leben und sterben wir. Deshalb also, und nur deshalb, um dem Evangelium Bahn zu machen, hinein ins Volk und steckte dies Volk in den elendesten, dunkelsten Kellern! Es werden nicht gleich alle Geistlichen Redner wie Stöcker, Weber, Naumann werden, aber ein Vorbild der Energie können solche Männer uns Allen sein. Wer mich schließlich nach der biblischen Begründung für die Forderungen fragt, die ich aufgestellt, den will ich nur auf zwei Bibelstellen verweisen: Matth. 10, 32 und Matth. 5, 16. Wer diese

Digitized by Google

Worte sich zur Richtschnur seines öffentlichen Handelns nimmt, wird immer auf dem richtigen Wege bleiben und die richtigen Mittel mit Takt anwenden. —

Wie der Geistliche innerhalb seiner Gemeinde Einfluß auf das, was außerhalb der Kirche Aller Herzen bewegt, erlangen kann, ist im vorigen Kapitel bei Empfehlung der öffentlichen Vorträge erwähnt. Hier ist nur noch ein Zwiefaches anzumerken für Kandidaten und ganz junge unerfahrene Amtsbrüder. Erstens: Niemand glaube, daß er durch fleißigen Besuch des Wirtshauses seine Gemeindeglieder kennen lernt. Das Umgekehrte wäre eher richtig: Die Gemeinde lernt da ihren Pastor kennen als einen solchen, wie er nicht sein soll. Und gerade diejenigen, die als die richtigen Bierbrüder sich über den fidelen Pastor freuen und ihn zum Skat auffordern, sind zugleich diejenigen, die am wenigsten zur Kirche kommen und in ihrem Lebenswandel am meisten zu wünschen übrig lassen. Die ernster und besser gesinnten Gemeindeglieder werden sich von solchem Pastor sehr bald zurückziehen und seine Predigten nicht mehr hören. So hat er denn die Einen nicht gewonnen und die Anderen zurückgestoßen durch seinen Wirtshausbesuch. Es giebt aber Gelegenheiten, bei denen meines Erachtens der Pastor sich in der Schenke sehen lassen kann und dort sein Glas Bier trinken. Das sind die Volksfeste, wie Kriegerfest, Kinderfest, Maienkönig und dergl. Da gehe der Geistliche ruhig hin. Jedermann freut sich, wenn er mit den Fröhlichen fröhlich ist, und noch mehr freut man sich, wenn er durch eine passende Ansprache

Digitized by Google

die Feier zu heben und die Leute zu ehren sucht. Von solchem Geistlichen wird nicht die Rede gehen, wie über jenen Wirtshausbesucher, über den der Eine urteilte: „das ist ein Mann, der paßt in die Welt", worauf der Andere antwortete: „Ja, aber nicht in die Kirche!" Zweitens: Der Geistliche vermeide es, sich um Alles, was in der Gemeinde passiert, zu kümmern, auch wenn es zu seinem Amte in gar keiner Beziehung steht. Die sog. Topfguckerei ist nicht blos bei Frauen übel gelitten. Wer sich z. B., ohne darum gebeten zu sein, um die Kommunerechnung kümmert, ob sie rechtzeitig angefertigt und wie sie angefertigt wird; wer wohl gar, wozu er ja gesetzlich allerdings berechtigt ist, dieselbe formal und sachlich prüft, der sehe wohl zu, ob er nicht unnötig böses Blut macht und sich sein Amt durch seinen Übereifer erschwert. Ebenso verhält sich's mit der Wahl des Schulzen und der Schöppen. Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz!

Wer aber absolut in Verwaltungssachen mitreden will, der thue es da, wo es ihm Niemand übelnehmen wird, im eigenen Amt. Gelegenheit dazu ist reichlich vorhanden. Der Geistliche als Verwaltungsbeamter! Ältere Amtsbrüder klagen vielfach über die Schreiberei, die je länger je mehr überhand nehme. Sie finden sich kaum noch durch. Früher sei das besser gewesen: da habe man mehr auf Treu und Glauben gehandelt und nicht so viel Formulare auszufüllen, und nicht so viel Paragraphen zu lernen nötig gehabt. Das ist gewiß richtig. Ein nicht kleiner Teil der Zeit und Kraft des

Digitized by Google

Geistlichen wird von diesen Dingen in Anspruch genommen, und zwar, was wohl gemerkt sein will, am meisten von den Schreibereien für die Schule. Bauten- und Reparaturen, Kirchrechnungen, die verschiedensten Tabellen über Steuern und Einkommen der Gemeinde, Berichte über Lehrer und Schule, Pfarr- und Küster-Vergleiche, langatmige Fragebogen bei Revisionen und Visitationen — das Alles und noch manches Andere muß der Dorfpastor bearbeiten. Er ist ein gut Stück Verwaltungsmaschine und würde einen vortrefflichen Regierungsrat oder wenigstens, um hübsch bescheiden zu bleiben, Regierungssekretär abgeben. Die Herren Brüder aus der Stadt, denen ein routinierter Rendant zur Seite steht, leben in Anbetracht dieser Dinge wie im Himmel. Und doch ist es gut, wenn der Geistliche sich auch in diesen äußerlichen Angelegenheiten prompt zurecht zu finden weiß. Er kommt bei solchen Gelegenheiten mit allerlei Leuten zusammen und lernt Verhältnisse kennen, die ihm sonst unbekannt blieben. Die Treue im Kleinsten und Kleinen will auch geübt sein. Zudem ist heutzutage durch treffliche Handbücher dafür gesorgt, daß der angehende Geistliche nicht allzu viel Fehler auf diesem Gebiete macht. Freilich wird solch' ein frisch gebackener, kaum in's Amt getretener Bruder durch die fortwährenden Berichte über ihm ganz fern liegende Sachen manchmal unwillig. Es ist dem Schreiber dieses auch nicht anders gegangen, wie im ersten Kapitel zu lesen steht. Doch hat sich das „gegeben" und wird sich auch bei Andern noch „geben". Was sich aber nicht so leicht „giebt", das sind

Digitized by Google

die Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit vieler Mitglieder im Gemeinde-Kirchenrat. Sie bereiten dem Dorfpastor manch' verdrießliche Stunde. Seit 20 Jahren besteht die Kirchen-, Gemeinde- und Synodal-Ordnung, aber daß sie sich im Bewußtsein der Dorfbewohner oder auch nur des Gemeinde-Kirchenrates jedes Dorfes irgend eine Stelle erobert habe, das zu behaupten wäre mehr als vermessen. Von den Paragraphen, welche den Wirkungskreis des Gemeinde-Kirchenrates beschreiben, haben sich die Mitglieder, wie es fast scheint, auf Verabredung, nur den einen oder die wenigen gemerkt, welche besagen, daß Bauten und Reparaturen sowie Gehaltsaufbesserungen nicht ohne die Mitwirkung der Herren vorgenommen werden dürfen. Auf dieses Recht sind sie nicht wenig stolz und bringen dasselbe gern, wie der polnische Reichstag seligen Angedenkens, durch negative Voten zum Ausdruck. Das nennen sie dann sparen und das Geld „zu Rate halten". Mag nun auch eine Reparatur noch so notwendig sein und durch Aufschub immer theurer, weil umfangreicher, werden — thut nichts: für dieses Jahr wird noch gespart. Handelt sich's vollends um eine Zulage für den Pastor oder Küster — o weh! Einmal stellt der unerfahrene junge Geistliche solche „fürwitzigen Anträge", das zweite Mal verbietets ihm oft genug sein Ehrgefühl. Doch mag das sein! Es sind immerhin nur Äußerlichkeiten. Auch sind die Herren — deren jeder Einzelne sich hier zu Lande gern einen Rat nennt; während sie „heilige Väter" im Volksmunde heißen —, wenn man sie sonst zu be-

Digitized by Google

handeln weiß und sie bei guter Laune erhält, nicht immer so „sparsam", sondern sagen zu den Anträgen ihres Vorsitzenden auch manchmal ja. Was aber tief zu beklagen ist, das ist die Teilnahmlosigkeit allen andern Aufgaben gegenüber, welche ihnen durch die Synodal-Ordnung gestellt sind. Sie sollen dem Geistlichen eine Hilfe sein, und sind ihm nicht selten ein Hindernis! §. 13 lautet: „Der Gemeinde-Kirchenrat hat den Beruf, in Unterstützung der pfarramtlichen Thätigkeit nach bestem Vermögen zum religiösen und sittlichen Aufbau der Gemeinde zu helfen, die christlichen Gemeinde-Thätigkeiten zu fördern und die Kirchengemeinde in ihren inneren und äußeren Angelegenheiten zu vertreten"; und §. 14 Abs. 1 lautet: „Insbesondere liegt dem Gemeinde-Kirchenrate ob: christliche Gesinnung und Sitte in der Gemeinde, sowohl durch eigenes Vorbild, als auch durch besonnene Anwendung aller dazu geeigneten und statthaften Mittel aufrecht zu erhalten und zu fördern". §. 16: „Der Gemeinde-Kirchenrat hat die religiöse Erziehung der Jugend zu beachten und die Interessen der Kirchengemeinde in bezug auf die Schule zu vertreten".... §. 17: „Dem Gemeinde-Kirchenrat liegt die Leitung der kirchlichen Einrichtungen für Pflege der Armen, Kranken und Verwahrlosten ob".... Es wird nicht viel Amtsbrüder geben, die ihrem Gemeinde-Kirchenrate das Zeugnis ausstellen, er beteilige sich mit Eifer und Gewissenhaftigkeit an der Lösung dieser Aufgaben. Vielmehr ist der Pastor hier ganz auf sich angewiesen und kann machen, was er will und für gut hält. Bringt er, der Ordnung wegen, mal

Digitized by Google

etwas zur Sprache, was Inhalt der angeführten Paragraphen ist, gleich heißt es: „Herr Pastor, das besorgen Sie wohl besser allein, wir verstehen da doch nichts von", u. s. w. Der Gemeinde-Kirchenrat auf dem Dorfe ist und hat absolut keine Autorität in der Gemeinde. Man kennt sich gegenseitig zu genau. Christliche Sitte in der Gemeinde pflegen? Es sollte nur mal Einer von ihnen versuchen! Gleich wird ihm gesagt: „Du? du willst uns Moral lehren? Kehr' nur vor deiner eigenen Thür! Da liegt Schmutz genug! Eigentlich gehörst du gar nicht in den Gemeinde-Kirchenrat. Wenn wir es nur dem Pastor sagen wollten." Religiöse Erziehung der Jugend beachten? Ich möchte keinem Mitgliede raten, einem 16jährigen Burschen Vorhaltungen zu machen, z. B. wegen schlechten Kirchenbesuches und dergl. Wie würde der anlaufen! Derjenige Geistliche, dem es Ernst ist mit der Synodal-Ordnung, weil er mit Neid auf die rheinischen Presbyterien sieht, die voll Eifer sind, ihrem Pastor beizustehen und zu helfen in seinem Amte, und der darum seinen Gemeinde-Kirchenrat auch auf diese Höhe heben möchte, steht oft ganz ratlos vor dieser Aufgabe. Man hat gesagt: „Geduld! Die Einrichtung der Gemeinde-Kirchenräte ist noch zu jung. Laßt sie nur erst aus den Kinderschuhen raus. So etwas will wachsen und nicht künstlich gemacht werden." Ist gut gesagt! Aber ohne Prophet zu sein, darf man behaupten, daß es in abermals 20 Jahren mit dem Institut des Gemeinde-Kirchenrates auf dem Lande auch noch nicht besser bestellt sein wird, wenn inzwischen nicht etwas Besonderes

Digitized by Google

passiert, wodurch die Herren gezwungen werden, entweder das Amt nicht anzunehmen oder ihre Schuldigkeit zu thun. Es ist bekannt genug, wodurch die evangelischen Presbyterien der Rheinlande das geworden sind, was sie jetzt zur Freude ihrer Geistlichen und zum Segen für ihre Gemeinden sind.

Ich bin am Ende, nicht meiner Erlebnisse und Beobachtungen, wohl aber der Mitteilung derselben. Ich habe erzählt von mancher Enttäuschung, von mancher vereitelten Hoffnung, und es könnte deshalb scheinen, als wäre ich mutlos und niedergeschlagen. Nicht so! Wer da weiß, daß er ein ewiges Evangelium zu verkündigen hat, hat immer Grund zu Lob und Dank gegen Gott den Herrn, der ihm das köstlichste aller Ämter übertragen und nach seiner grundlosen Gnade und Barmherzigkeit in den Schwachen mächtig ist um Jesu Christi willen.

„Kein Stand auf Erd' je werter war,
Als der durch Gott beruffen dar,
Sein Wort und Willen zu verkünden,
Dadurch zu pflegen Gottes Kinden:
Sein' Wahrheit und Gerechtigkeit,
Sein' Wahrheit und Barmherzigkeit,
Sein Langmut und auch grossen Zorn,
Sein Wunder und des Heiles Horn
Fürtragen durch des Geistes Sprach'".....

Ja, Johann Valentin Andreä hat recht, wenn er in seinem „guten Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes" den geistlichen Stand so preist. Das ist auch unsere Meinung.

Digitized by Google

Faber'sche Buchdruckerei, Magdeburg.

Digitized by Google

Verlag von Albert Rathke, Magdeburg.

Äusserlichkeiten im Gottesdienst und bei den Amtshandlungen der evangel. Geistlichen.

Von

Hans Allihn

Königlicher Superintendent und Pfarrer.

Preis eleg. steif broschiert Mk. 1.—.

In vier Briefen an einen Kandidaten der Theologie behandelt die Schrift ausführlich die im Gottesdienst und bei den Amtshandlungen des evangelischen Geistlichen zu beobachtenden Äusserlichkeiten.

Die Broschüre ist seitens der **Königlichen Landeskonsistorien und zahlreicher theologischer Autoritäten sehr warm empfohlen worden und hat auch gegenüber der Presse eine überaus günstige Kritik bestanden.**

In vier Briefen an Kandidaten giebt ein im geistlichen Amte erfahrener und mit feinem Takt für die äussere Würde des geistlichen Standes und Dienstes ausgerüsteter Mann Fingerzeige, die wir unsern jungen Geistlichen und Kandidaten zur Beachtung und Befolgung nur angelegentlichst empfehlen können.

gez.: Dr. Richter.

(Kirchl. Amtsblatt des Königl. Konsistoriums der Provinz Pommern. 1894 No. 15.)

Königliches protestantisches Ober-Konsistorium, München.

München, den 17. Mai 1894.

Von den eingesandten Exemplaren des Allihn'schen Werkes haben wir eines zu unserer Bibliothek genommen und werden das Buch bei gegebener Gelegenheit zu empfehlen nicht ermangeln.

gez.: Dr. von Staehlin.

Wittenberg, den 17. Mai 1894.

Mit vielem Interesse habe ich die mir von Ihnen gütigst übersandte Allihn'sche Schrift über „Äusserlichkeiten im Gottesdienst etc." gelesen. Sie basirt auf reicher Erfahrung und bietet jüngeren Geistlichen, resp. Kandidaten, eine Fülle recht beherzenswerter Winke. Ich werde nicht verfehlen, gelegentlich empfehlend auf dieselbe aufmerksam zu machen.

Mit verbindlichem Dank ergebenst

gez.: Prof. Dr. Reinicke.

Göttingen, den 11. Mai 1894.

Gestatten Sie mir, Ihnen meinen verbindlichsten Dank für die Zusendung der Schrift: Allihn, „Äusserlichkeiten im Gottesdienst etc." auszusprechen. Ich habe die sehr praktisch gehaltene Arbeit mit Interesse gelesen und werde gern gelegentlich auf dieselbe aufmerksam machen.

Hochachtungsvoll gez.: Prof. Dr. Knoke.

Marburg, den 10. Mai 1894.

Für die gütige Übersendung des Buches von H. Allihn, „Äusserlichkeiten etc." danke ich Ihnen bestens. Soweit ein flüchtiger Einblick ein Urteil gestattet, werde ich in der erfreulichen Lage sein, das Werk empfehlen zu können.

Hochachtungsvoll

gez.: Prof. Dr. E. Ch. Achelis.

Digitized by Google

Verlag von Albert Rathke, Magdeburg.

Der evangelische Geistliche
und
der evangelische Volksschullehrer.
Von
Pfarrer Kohlrausch.
(Separat-Abdruck aus Heft 6, Jahrg. 9 der Kirchl. Monatsschrift.)
Preis M. 0,30.

Die Gehaltsfrage des Geistlichen.
Von
Pfarrer Carl Meinecke.
Preis M. 1,00.

„Die Grenzboten"
und der **Lehrerstand.**
Ein Wort zur Abwehr
von
W. Lauche, Lehrer.
(Veröffentlicht im Auftrage des Halle'schen Lehrer-Vereins.)
Preis M. 0,80.

Das Turnen
als Volkserziehungsmittel.
Ein kurzes Mahnwort
an alle
deutschen Männer und Frauen
insbesondere
an die Eltern, Lehrer und Turner
von
Christian Kohlrausch, Gymnasial-Turnlehrer.
Preis M. 0,80.

81.

Digitized by Google

Digitized by Google

SLL
due 5/9/87

Digitized by Google

GERADE, Paul
Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor (1883-1893)

943
Luth.85
G354
G354me
1895

Digitized by Google

Digitized by Google